



Leseprobe

Dr. h.c. Franz Josef Strauß
Die Erinnerungen

Bestellen Sie mit einem Klick für 18,99 €



Seiten: 720

Erscheinungstermin: 25. Mai 2015

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

Inhalte

- Buch lesen
- Mehr zum Autor

Zum Buch

Als Franz Josef Strauß am 3. Oktober 1988 starb, lagen über tausend Manuskriptseiten seiner Erinnerungen vor. Sie beginnen mit dem Hitler-Putsch von 1923, die letzten Eintragungen berichten vom Besuch bei Michail Gorbatschow im Dezember 1987. Dazwischen liegen Triumphe und Niederlagen nicht nur eines der bedeutendsten Politiker der deutschen Nachkriegsgeschichte, sondern eines herausragenden Denkers und Stichwortgebers zu den Fragen und Gesellschaftsdebatten der damaligen Zeit. Ein einmaliges Dokument von zeithistorischem Wert.

Autor

Dr. h.c. Franz Josef Strauß

Franz Josef Strauß, geboren 1915, prägte wie wenige die deutsche Nachkriegsgeschichte und gab dem Freistaat Bayern sein besonderes Profil. Von 1961 bis zu seinem Tod im Jahr 1988 war er Vorsitzender der CSU, von 1978 an war er für zehn Jahre Bayerischer Ministerpräsident. 1980 kandidierte er für das Amt des Bundeskanzlers,

FRANZ JOSEF
STRAUSS
Die Erinnerungen

Pantheon



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967
Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte Papier
Lux Cream liefert Stora Enso, Finnland.

Der Pantheon Verlag ist ein Unternehmen der
Verlagsgruppe Random House GmbH

Erste Auflage
Pantheon-Ausgabe Mai 2015

Copyright © 1989 by Wolf Jobst Siedler Verlag GmbH, Berlin

Umschlaggestaltung: Jorge Schmidt, München
Lektorat: Thomas Karlauf
Satz: Ditta Ahmadi, Berlin
Druck und Bindung: CPI, Clausen & Bosse, Leck
Printed in Germany
ISBN 978-3-570-55259-9
www.pantheon-verlag.de

Inhalt

11 Vorwort zur Pantheon-Ausgabe von Dr. Hans-Jochen Vogel

19 Der Sohn meines Vaters ...

Gespräch mit Leonid Breschnew am 6. Mai 1978 · »... und Sie sind einer der Amtsnachfolger Stalins«

25 Katholisch, monarchistisch, antipreußisch

Schellingstraße 49 · Ein politisches Elternhaus · Bildungswege · Am Max-Gymnasium · Der Katholikentag von 1922 · Naziprominenz in der Nachbarschaft · Begegnungen mit Heinrich Brüning · Hitlers Machtergreifung und die Folgen

47 Aufrecht durch die Jahre des Studiums

Das politische Klima an der Alma mater · Akademische Lehrer · Walter Otto · »Die katholische Mafia« · Sein und Schein einer Diktatur · »Grüß Gott« statt »Heil Hitler« · Ad personam

59 Soldat vom ersten bis zum letzten Tag

Musterungen · 3. September 1939: Abschied von der Familie · Denunziation in der Eifel · Ein peinliches Verhör · Lemberg, Juli 1941 · Kriegsverbrechen · Abkommandierung in die Heimat · Ausbildungsoffizier in Altenstadt bei Schongau · Gefährliche Begegnungen · Volkssturm, Hitlerjugend und »Fliegendes Standgericht« · In amerikanischer Gefangenschaft · Ernennung zum stellvertretenden Landrat · Wenn Hitler den Krieg gewonnen hätte ...

83 Landrat in Schongau

Die Potsdamer Konferenz · Moskauer Strategie · Den Westmächten gehen die Augen auf · Berlin: Das verhängnisvolle Zögern der Amerikaner · Überwindung von Not und Elend · Die Heimatvertriebenen · Tauschgeschäfte · Anschluß an den Ochsensepp · Der Gedonstraßen-Kreis · Erste Wahlkampfveranstaltungen · Auseinandersetzungen mit der Militärregierung · Josef Müller

101 **Im Frankfurter Wirtschaftsrat**

Die politische Großwetterlage · Die Direktive JCS 1067 · Die Rolle des Wirtschaftsparlaments · An der Seite Ludwig Erhards · Die Durchsetzung der Sozialen Marktwirtschaft · Föderalismus und staatliche Ordnung · Von Frankfurt nach Bonn

131 **Die Rhöndorfer Konferenz**

Der Ellwanger Kreis · Große oder Kleine Koalition? · »Unser junger Freund aus Bayern« · CSU und Bayernpartei · Die Frage der Kanzlerschaft · Theodor Heuss · Drei Minister für die CSU

147 **Konrad Adenauer**

Die Gründung der Arbeitsgemeinschaft der CDU und CSU · Adenauer als Meister des Taktierens · Der Wirrkopf Alfred Loritz · Der Kanzler und die Koalitionsparteien · Sein Verhältnis zum politischen Gegner · Die Rolle Felix von Eckardts · Strategischer Pragmatismus · Mein Gott, was soll aus Deutschland werden!

173 **Anfänge in Bonn**

Das Petersberger Abkommen · Die Fraktionsgemeinschaft von CDU und CSU · Kurt Schumacher · Der Rücktritt von Gustav Heinemann · Major Eisenreich · Die Faszination des Neubeginns · Führungspersönlichkeiten der ersten Stunde

199 **Der 7. Februar 1952 oder von der Kunst der politischen Rede**

Der Streit um einen deutschen Verteidigungsbeitrag · Der Kanzler in Bedrängnis · Eine stehende Ovation · Was eine gute Rede ausmacht · Zwischenrufe als belebendes Element · Gründe für den Niedergang der politischen Redekunst · Erste Erfahrungen · Zugang zum Kopf und zum Herzen · Die Rolle des Fernsehens · Rede auf dem CSU-Parteitag von 1987

225 **Russisches Verwirrspiel – von der Stalin-Note zur Genfer Konferenz**

Die »Österreich-Lösung« · Störmanöver gegen die Westintegration · Der »Geist von Genf« · Irritationen nach dem Tode Stalins · Fritz Schäffers Kontakte mit Ost-Berlin · Visionen zum Thema Wiedervereinigung · Debatte über das Freiwilligengesetz

251 **1953 – Jahr der Ohnmacht,**

Jahr des Durchbruchs

Bei Adenauer auf dem Bürgerstock: mißglückte Mission · Aufbruchstimmung: Adenauers Amerika-Reise · Der Volksaufstand vom 17. Juni · Wahlkampf · Auf dem Wege zu einem Ministeramt

263 **Bundesminister für selbstgestellte Aufgaben**

Ein absurdes Intermezzo · Bundesminister für besondere Aufgaben · Die Saarfrage · In geheimer Mission nach Paris · Adenauers Doppelrolle · Der Aufbau der deutschen Atomtechnik · Bundesminister für Atomfragen · Divergenzen mit Erhard · Ein Stück Gleichberechtigung · Die Begeisterung der SPD für die Kernenergie · In kleinen Schritten zum großen Ziel · Die Deutsche Atomkommission · Über das mangelnde Selbstbewußtsein der Deutschen

301 **Auf dem Weg zu einem deutschen**

Verteidigungsbeitrag

Das warnende Beispiel Korea · Gespräch mit John McCloy · Vertrauliche Runde im Palais Schaumburg · Thomas Dehler · Rund um den Deutschlandvertrag · Das Ringen um die militärische Strategie · Die Bundeswehr als gleichberechtigte Streitmacht im Bündnis · Das Scheitern der EVG · Gründe und Konsequenzen: die Rundfunkansprache vom 31. August 1954

333 **»Wären Sie bereit, dieses Amt zu übernehmen?«**

Theodor Blank · Unrealistische Planungen · Auseinandersetzungen mit Adenauer · Bedingungen · Eine neue Planung · Hans Speidel · Die Gebirgstruppe · Der Bundesverteidigungsrat · Der Bundesgrenzschutz · Meutereien · Skandal um den HS-30 · Das Iller-Unglück · Marie-Elisabeth Lüders · Kleiderordnung, Uniform und Schuhwerk

367 **Außenpolitische Verwicklungen –
innenpolitische Auseinandersetzungen**

Der Volksaufstand in Ungarn · Erster Auftritt vor dem NATO-Rat · Mit General Gruenther bei Adenauer und Heuss · Besuch in Algerien · Auf dem Weg zu einer deutsch-französischen Kernwaffenproduktion · Das Scheitern des Geheimabkommens · Eine historische Chance wird vertan · Der Radford-Plan · Streit um die deutschen Atomwaffenträger · Die Bundestagsdebatten 1957/58 · Adenauer schwankt · Der Fall Kirst

413 **Deutschland und Israel –**

Freundschaft der mutigen Tat

Gespräche mit Henry Kissinger · Kriegsbriefe gefallener deutscher Juden · Begegnungen mit jüdischen Frontkämpfern · Besuch von Shimon Peres in Rott am Inn · Riskante Militärhilfe · Zur Lage im Nahen Osten · Ein Disput mit Hans-Dietrich Genscher

433 **Strategie im Wandel**

Schwierigkeiten des transatlantischen Dialogs · Gespräche mit Kennedy · Maxwell Taylor · »Flexible response« statt »massive retaliation« · Ein Mißverständnis Adenauers · »Die Wandlung der Apokalypse« · Zusammenstöße mit General Müller-Hillebrand · Der Primat der Politik · Die atomare Zielkartei · Bemerkungen zur »Spiegel«-Krise

463 **Berlinkrisen und Mauerbau**

Die Blockade von 1948/49 · NATO-Planungen für den Ernstfall · Seeblockade statt Krieg um die Autobahn · Der Mauerbau als Wendepunkt · Weltpolitische Dimension · Schadensbegrenzung nach einem Irrflug

485 **Die Regierungsbildung von 1961**

Mauerbau und Wahlkampf · Die verfehlt absolute Mehrheit · Gespräch mit Willy Brandt · Herbert Wehner · Die Sorgen der FDP · Pläne für eine Änderung des Wahlrechts · Brentano wird geopfert · Kanzlerwechsel?

503 **Das Ende der Ära Adenauer**

Adenauers Spiel mit der Heuss-Nachfolge · Vertrauenskrise · Kanzlerschaft auf Zeit · Der Elysée-Vertrag · Gerhard Schröder torpediert die deutsch-französische Union · Die Rolle des »Spiegels« · Erhards außenpolitisches Defizit · Auf zunehmender Distanz zu Erhard · Mißklänge zwischen Bonn und Paris · Grundlagen einer langfristigen nationalen Strategie · Über das Geschichtsverständnis der Deutschen

539 **Aus den Jahren der Bonner Opposition**

Drama um die Ostverträge · Das Mißtrauensvotum gegen Willy Brandt und andere Skandale · Der Grundlagenvertrag: Bayerns Klage vor dem Bundesverfassungsgericht · Die deutsch-polnischen Vereinbarungen vom Oktober 1975 · Die Union formiert sich zum Widerstand · Das doppelte Spiel der Schwesterpartei · Besuche in China

571 **Der Milliardenkredit**

und die Begegnungen mit Honecker

Zwischenfall am Grenzübergang Drewitz · Treffen mit Schalck-Golodkowski · Die Einfädung des Milliardenkredits · Empörung und Mißtrauen · Klimawechsel im Verhältnis zur DDR · Das »Bermuda-Dreieck« im Kanzleramt · Entspannte Atmosphäre am Werbellinsee · Todor Schiwkoff · Gastgeschenke und Gegenbesuch Honeckers in München · Ansatzpunkte für Gemeinsamkeiten · Deutsche Fragen und der Vatikan

607 **Die Wende**

Wanderungen mit Helmut Kohl · Der Zerfall der Regierung Schmidt/Genscher · Gespräch mit Helmut Schmidt · Hans-Dietrich Genscher · Die FDP als Koalitionspartner · Die Lagertheorie · Der Kanzlerbonus · Kanzlerkandidatur · Die Kießling-Affäre · Verhängnisvoller Verzicht: Pershing IA · Die Steuerreform · Die Zerrissenheit der CDU · Die Zukunft im südlichen Afrika

643 **Bayern und die CSU**

Auseinandersetzungen mit der Bayernpartei · Die drei Säulen der CSU · Das Problem der konfessionellen Lehrerbildung und der Konfessionsschule · Eine burleske Unterhaltung mit dem Nuntius · Auseinandersetzungen um die Gebietsreform · Technologie und Fortschritt · Die Bedeutung der Rüstungsindustrie · Bayerns Spitzenstellung · Das Defizit der bayerischen SPD · Gründe für den anhaltenden Erfolg der CSU · Die Wahl zum Parteivorsitzenden · Die Zukunft der CSU

671 **Begegnung mit Gorbatschow**

Alles ist in Bewegung · Zum Stand der Abrüstungsverhandlungen · Perestroika · Militärtechnik und Ziviltechnik · Ein Sowjetführer neuen Typs · Realitätssinn, Gelassenheit, Wachsamkeit

689 **Zu diesem Werk**

691 **Nachwort zur Pantheon-Ausgabe von Prof. Dr. Horst Möller**

705 **Personenregister**

715 **Bildnachweis**

Vorwort zur Pantheon-Ausgabe

Gerade als einer, der als Sozialdemokrat wahrlich nicht zu seinen Parteigängern gehörte, begrüße ich es, dass die »Erinnerungen« von Franz Josef Strauß in dem Jahr, in dem er hundert Jahre alt geworden wäre, ein weiteres Mal erscheinen. Denn das Wissen über das, was in den ersten Jahrzehnten der alten Bundesrepublik geschah, ist jedenfalls in der jüngeren Generation eher blass geworden. Wer weiß denn noch Genaueres über die Entstehung unseres Grundgesetzes, das vier Jahre nach der deutschen Katastrophe des Jahres 1945 eine klare Antwort auf die verbrecherische Ideologie des NS-Gewaltregimes gab, über die von Konrad Adenauer betriebene West-Integration, über die Ostpolitik Willy Brandts oder über die Entwicklung der Sozialen Marktwirtschaft? Wem ist der mit einer wechselseitigen atomaren Bedrohung verbundene Kalte Krieg zwischen Ost und West, der bis in die frühen achtziger Jahre andauerte, noch bewusst? Und wer erinnert sich noch an die hitzigen parlamentarischen Auseinandersetzungen, bei denen Franz Josef Strauß und Herbert Wehner oder Helmut Schmidt aufeinander trafen?

Das alles wird bei der Lektüre der Strauß'schen Aufzeichnungen wieder lebendig. Noch etwas kann die Lektüre bewirken. Nämlich die Einsicht, dass vieles, was wir heute für selbstverständlich halten – so etwa unsere Rückkehr in die Völkerfamilie, unser Grundgesetz, der Rechtsstaat, unser wirtschaftlicher Wiederaufstieg, die fortschreitende Einigung Europas und die deutsche Einheit –, nicht vom Himmel gefallen ist, sondern mühsam erkämpft wurde. Und dass es von den heute Lebenden verteidigt und fortgeführt werden muss. Dass ein demokratisches Gemeinwesen von dem Engagement seiner Bürger und einer kontinuierlichen ernsthaften Auseinandersetzung über den richtigen Weg, aber auch darüber lebt, wie frühere Fehler vermieden werden können.

Franz Josef Strauß äußert sich zu den seinerzeitigen Entwicklungen aus seiner subjektiven Sicht. Er wollte keine neutrale oder gar selbstkritische Analyse liefern. Es ging ihm verständlicherweise an manchen Stellen wohl auch darum, sein Tun und Unterlassen zu rechtfertigen und darzutun, warum er Recht behalten hat, seine Gegner geirrt oder gar schlimme Absichten verfolgt haben. Das unterscheidet seine Memoiren nicht von den meisten Selbstbiographien. Eben deshalb spricht manches dafür, der Neuauflage der Strauß'schen »Erinnerungen« Gedanken eines Mannes voranzustellen, der ihn persönlich kannte, mit ihm sogar eine Zeitlang zusammenarbeitete, aber als Sozialdemokrat die meiste Zeit doch auf der anderen Seite stand und daher vieles anders sah und noch heute sieht als er. Dazu hat mich der Verlag eingeladen und ich versuche im Folgenden dieser Aufgabe gerecht zu werden. Das mag es dem Leser erleichtern, sich ein eigenes Urteil zu bilden.

Zunächst einige Bemerkungen über unser persönliches Verhältnis. Ein Begriff war mir Franz Josef Strauß natürlich schon in den fünfziger Jahren. Da war er unter anderem als Bundesverteidigungsminister bereits ein herausgehobener Politiker, der regelmäßig in den Medien präsent war. Zum ersten Mal begegnete ich ihm, als ich ihm als neugewählter Münchner Oberbürgermeister im Mai 1960 in Bonn einen Antrittsbesuch machte. Bei dieser Gelegenheit zeigte er für die Münchner Situation viel Verständnis und war von großer Liebenswürdigkeit. Nach seinem Sturz als Verteidigungsminister – es gab damals ernsthafte Koalitionssondierungen zwischen der Union und der SPD – autorisierte er seinen Parteifreund Georg Brauchle, der als Zweiter Bürgermeister in München mein Stellvertreter war, bei mir vorzufühlen, ob die SPD etwa auf Bundesebene an politischen Gesprächen mit der CSU interessiert sei. Notfalls sei er selbst auch mit dem Postministerium zufrieden, das ja bekanntlich die Bayerische Volkspartei während der Weimarer Republik lange Zeit inne gehabt habe. Meine entsprechende Anfrage in Bonn blieb jedoch ohne Echo.

Erst im Dezember 1966 kam die erste Große Koalition zustande, in der Strauß als Bundesfinanzminister amtierte. Als solcher gewann ich ihn nach dem Erfolg der Münchner Olympia-Bewerbung im Sommer 1967 für die Funktion des Aufsichtsratsvorsitzenden der

Olympia-Baugesellschaft. Die hatte er bis zum Ende der großen Koalition im Herbst 1969 inne. In dieser Zeit ergab sich zwischen uns – ich war neben dem damaligen bayerischen Finanzminister Konrad Pöhner einer der beiden stellvertretenden Vorsitzenden – eine durchaus kooperative Zusammenarbeit. Wichtige Entscheidungen, die unter anderem den Bau des Olympia-Stadions erleichterten, kamen dabei auf finanziellem und personellem Gebiet dank seines Engagements zustande.

In der Folgezeit standen wir uns in unseren verschiedenen aufeinanderfolgenden Funktionen als Gegner gegenüber und blieben uns auch in der Polemik nichts schuldig. So warf er mir unter anderem vor, ich sei mittelmäßig, bestenfalls ein weisungsgebundener Funktionär einer nachgeordneten Parteigliederung und in Wahrheit doch ein linker Sozialdemokrat. Ich meinerseits sagte in einer Bundestagsdebatte im Jahre 1973, in der ich auf eine Rede von ihm antwortete, er verhalte sich wie ein Feuerwehrmann, der zündelt, um dann zu zeigen, was für ein famoser Feuerwehrmann er ist. Das hinderte mich aber nicht, ihm am Tage seines Todes als SPD-Vorsitzender in einer Presseerklärung den Respekt zu bekunden, »der seinem Engagement in unserem und für unser Gemeinwesen gebührt«.

Und in der Tat hat er Substantielles geleistet. Auf der Bundesebene nenne ich insoweit seinen Beitrag zum Aufbau der Bundeswehr als einer Parlamentsarmee von Bürgern in Uniform. Dabei ergab sich eine engere Kooperation mit Fritz Erler und anderen Sozialdemokraten, die die entsprechende Grundgesetzänderung auf den Weg brachten. Dann die Finanz- und Wirtschaftsreform, die er in der Großen Koalition zusammen mit Karl Schiller bewirkte. Und auch die Förderung moderner Technik, insbesondere durch seinen Einsatz für das Airbus-Projekt. In Bayern hat sich die CSU nicht zuletzt dank seiner Bemühungen gegen den Widerstand Alois Hundhammers und anderer in den fünfziger Jahren zu einer überkonfessionellen Volkspartei entwickelt und als solche bis heute ihren besonderen Einfluss auf der Bundesebene behauptet. Auch hat er in der zweiten Hälfte der sechziger Jahre den Übergang zur akademischen Lehrerbildung und von der Bekenntnis- zur Gemeinschaftsschule in seiner Partei durchgesetzt und damit ermöglicht. Wie in anderen Fällen machte er sich

damit allerdings Positionen zu eigen, die SPD und FDP schon geraume Zeit vorher verfolgten. Ebenso hat er die Modernisierung der bayerischen Wirtschaft spürbar vorangebracht.

Positiv beurteile ich auch die Vermittlung des Milliardenkredits für die DDR im Jahre 1983, für den er als Gegenleistung gewisse Milderungen des Grenzregimes erreichte, und seinen Besuch bei Gorbatschow im Jahre 1987. Allerdings tat er damit jeweils etwas, was der Ost- und der Deutschlandpolitik der sozialliberalen Koalition entsprach und was er zuvor erbittert bekämpft hatte. Dass er dazu fähig war und sich dabei über Positionen seiner eigenen Partei hinwegsetzte, ehrt ihn in meinen Augen. Es hätte ihn aber noch mehr geehrt, wenn er diesen Wechsel offen angesprochen hätte.

Die Vorbereitung des Kredits war übrigens damit verbunden, dass er mit dem DDR-Unterhändler Schalck-Golodkowski mehr als ein Dutzend Mal – und zwar auch in seiner Privatwohnung – zusammentraf und sich mit ihm auch über Bonner Interna und politisch sensible Themen austauschte. Der auch von ihm erhobene Vorwurf, nicht wenige Sozialdemokraten hätten damals einen »kumpelhaften Umgang« mit DDR-Funktionären gepflogen, erscheint auf diesem Hintergrund etwas sonderbar.

Eine besondere Erwähnung verdient die von Strauß 1973 veranlasste Verfassungsklage Bayerns gegen den Grundlagenvertrag mit der DDR. Sie wurde zwar vom Bundesverfassungsgericht abgewiesen. Das Urteil verpflichtete aber in seiner Begründung alle Verfassungsorgane auf das im Grundgesetz normierte Ziel der Wiedervereinigung. Das hat im Ergebnis Tendenzen zur Verwässerung oder gar Aufhebung dieses Ziels einen Riegel vorgeschoben. Man muss aber wissen, dass Strauß lange Positionen vertreten hat, die eher als Absage an die deutsche Einheit zu verstehen sind. So schrieb er beispielsweise noch 1966, dass er sich die Wiederherstellung des deutschen Nationalstaats unter den vorausschaubaren Umständen nicht vorstellen könne. Das Motiv für die Klage war daher wohl weniger das Festhalten an dem Einheitsziel, sondern die Absicht, der damaligen Koalition Schwierigkeiten zu bereiten.

Den positiven Leistungen und Erfolgen stehen jedoch auch schwerwiegende Fehlentscheidungen und Irrtümer gegenüber. Auch

Strauß war eben nicht unfehlbar. Gravierend sind für mich vor allem sein Nein zum sogenannten Nichtverbreitungs-Vertrag für Atomwaffen und sein Nein zur Ratifizierung der Schlussakte von Helsinki im Jahr 1975. Das erste Nein begründete er mit der Behauptung, dass der Vertrag »ein Versailles in kosmischen Ausmaßen« darstellte. Das lässt die Erinnerung daran wach werden, dass er als Bundesverteidigungsminister eine Zeitlang mit Konrad Adenauer für die Bewaffnung der Bundeswehr mit Atomwaffen unter NATO-Kontrolle eintrat.

In beiden Fällen bewirkte sein Nein, dass die Union, so lange sie den Bundeskanzler stellte, die Unterzeichnung des Nichtverbreitungs-Vertrages verweigerte und in der Opposition gegen die Ratifizierung der Schlussakte stimmte. Heute ist unstrittig, dass die in der Schlussakte festgehaltenen Ergebnisse des Prozesses von Helsinki, die Strauß dahin bewertete, dass sie ein Instrument »zur Durchsetzung langfristiger sowjetischer Interessen, insbesondere in Deutschland zu werden« drohten und dass sie »elementaren Interessen des Westens in Europa zuwiderlaufen« würden, eine wesentliche Ursache für die Implosion der Sowjetunion und des Warschauer Paktes und auch für das Aufbegehren der Bürgerrechtler in der DDR waren. In diesem Zusammenhang ist auch seine scharfe Ablehnung der Brandt'schen Ostpolitik zu erwähnen, die er inner- und außerhalb des Parlaments besonders in der Phase aufs Entschiedenste bekämpfte, in der es um den Abschluss des Moskauer und Warschauer Vertrages ging.

Nicht minder fehlsam war, dass er in den achtziger Jahren sowohl dem Pinochet-Regime in Chile als auch dem Apartheid-System in Südafrika seine Sympathie bekundete und zu diesem Zweck sogar einer Einladung des damaligen südafrikanischen Ministerpräsident Botha Folge leistete.

Auf einem anderen Gebiet, dem der Kernkraftnutzung, hat er nicht allein geirrt. Auch die Sozialdemokratie hat sie lange befürwortet und erst 1986 nach der Katastrophe von Tschernobyl den Ausstieg gefordert. Aber Strauß hielt noch bis zu seinem Tode an dem Projekt einer Wiederaufbereitungsanlage in Wackersdorf fest, das dann infolge des wachsenden öffentlichen Widerstandes im April 1989 von der Unternehmenseite her aufgegeben wurde.

Zu einem politischen Leben gehören auch Niederlagen. Die empfindlichsten, die Strauß erlitten hat und verarbeiten musste, sind in meinen Augen der von Konrad Adenauer im Zug der sogenannten »Spiegel-Affäre« herbeigeführte Rücktritt vom Amt des Bundesverteidigungsministers am 31. November 1962 und das Scheitern seiner Kanzlerkandidatur im Jahre 1980.

Die »Spiegel-Affäre«, auf die hier nicht im Einzelnen eingegangen werden kann, hatte von heute her gesehen für unser Gemeinwesen insgesamt eine positive Auswirkung, nämlich die Festigung der Pressefreiheit, die damals von einer breiten Öffentlichkeit verteidigt wurde, und die Erkenntnis, dass die Justiz ihrer Aufgabe letzten Endes auch in einem solchen Fall gewachsen war. Kam es doch zu keiner einzigen Verurteilung. Strauß' Rücktritt war wegen seines Verhaltens gegenüber dem Bundestag zwingend. Trotz einer erheblichen Beschädigung seines öffentlichen Ansehens überwand er diese Niederlage rascher als erwartet. Schon vier Jahre später gehörte er als Chef des Finanzressorts erneut einer Bundesregierung an.

Das Scheitern als Kanzlerkandidat traf ihn härter. Hatte er dieses Amt doch schon verhältnismäßig früh als krönenden Abschluss seiner politischen Laufbahn ins Auge gefasst und dann in den siebziger Jahren auch angestrebt. An seiner Qualifikation hatte er ohnehin keinen Zweifel. Umso mehr musste es ihn schmerzen, dass er mit den 44,5 Prozent, die er 1980 als Spitzenkandidat der Union erzielte, deutlich hinter dem Ergebnis von Kohl zurückblieb, der es 1976 auf 48,6 Prozent gebracht hatte. Das Ringen zwischen ihm und Kohl um die politische Führung des konservativen Lagers, das seit den siebziger Jahren von ihm in unterschiedlichen Formen betrieben wurde, war damit endgültig entschieden.

Schon vorher hatte Strauß in diesem Ringen nach der Bundestagswahl 1976 eine bemerkenswerte Niederlage einstecken müssen. Mit der Begründung, ein getrenntes Auftreten beider Unionsparteien außerhalb Bayerns könne das Wählerpotential besser ausschöpfen, als das bei den letzten drei Bundestagswahlen gelungen sei, hatte er am 19. November 1976 in Wildbad Kreuth einen Beschluss des CSU-Vorstands herbeigeführt, der die Fraktionsgemeinschaft mit der CDU, die im Bundestag seit 1949 immer wieder erneuert worden war, be-

endete. Die CSU solle künftig im Bundestag als eigene Fraktion auftreten. Diesen Beschluss, der großes Aufsehen erregte, musste Strauß wegen des für ihn ganz ungewohnten innerparteilichen Widerstandes, der insbesondere nach der Ankündigung Kohls, die CDU werde in Bayern einen eigenen Landesverband gründen, stark anwuchs, alsbald fallen lassen. Es kam daher auch in der 8. Legislaturperiode wieder zu einer Fraktionsgemeinschaft der CDU und der CSU.

Ein anderes permanentes Spannungsverhältnis, das Strauß Jahrzehnte lang begleitete, endete nicht mit einer Niederlage, sondern in meinen Augen mit einem Unentschieden. Das war die Dauer-Feindschaft, die Rudolf Augstein und er miteinander pflegten. Der setzte ihm zwar im »Spiegel« mit seiner permanenten Kritik immer wieder zu und trug auch dazu bei, dass Strauß sein Amt als Bundesverteidigungsminister verlor. Zugleich entstand so aber auch das Bild von dem Bayern, der von einem Preußen gnadenlos verfolgt wird. Manche meinen, dass dies zu den Wahlerfolgen von Strauß gerade in Bayern nicht unerheblich beigetragen habe. Immerhin war er ja 27 Jahre lang Vorsitzender seiner Partei und von 1978 an zehn Jahre lang bayerischer Ministerpräsident. Übrigens hat auch Augstein Strauß anlässlich seines Todes als Persönlichkeit von außergewöhnlichem Rang bezeichnet.

Es bleibt die Frage: Welchen Eindruck hat Franz Josef Strauß als Persönlichkeit auf mich gemacht? Wie habe ich ihn als Mensch in Erinnerung?

Zunächst einmal: Er war auch für mich eine außergewöhnliche Persönlichkeit. Was seine öffentliche Präsenz, sein politisches Engagement und seine Durchsetzungsfähigkeit angeht, kann er durchaus in einem Atemzug mit Helmut Schmidt genannt werden. Es ist ja auch kein Zufall, dass beide bei aller Meinungsverschiedenheit einen durchaus persönlichen Umgang miteinander pflegten. Beide strebten nach der Macht. Aber auch für Strauß gilt, dass er die Macht nicht nur um seiner Selbstbestätigung willen, sondern als Mittel zur Durchsetzung seiner politischen Ziele innehaben wollte. Und die leitete er wie Helmut Schmidt nicht zuletzt aus der Katastrophe des NS-Gewaltregimes und des Zweiten Weltkriegs ab, die er ja selbst miterlebt hatte.

Er verfügte über ein umfassendes Wissen, eine nicht alltägliche Intelligenz und eine nahezu unerschöpfliche Lebens- und Arbeitskraft. Zugute kam ihm aber auch seine bayerische Herkunft, der er nicht wenige spezielle Eigenschaften – etwa seinen Pragmatismus oder seine Trinkfreudigkeit – verdankte. Außerdem war er ein begnadeter Redner, der seine Zuhörer im Parlament ebenso erreichte wie im Bierzelt. Dabei halfen ihm seine Schlagfertigkeit, seine Fähigkeit, Dinge zuzuspitzen und auf den Punkt zu bringen, und vor allem sein Temperament.

Das war aber auch sein Problem. Denn es war so stark, dass er nicht selten die Selbstbeherrschung verlor und sich schlimme Entgleisungen leistete. So verunglimpfte er Willy Brandt im Wahlkampf 1961 mit der Frage »Was haben Sie zwölf Jahre lang draußen gemacht? Wir wissen, was wir drinnen gemacht haben.« Damit wollte er ihn, den unerschütterlichen Gegner des NS-Gewaltregimes, als eine Art Landesverräter brandmarken. Eine Entgleisung war auch die sogenannte Wienerwald-Rede vom November 1976, in der er Helmut Kohl als »total unfähig« charakterisierte. Mir gaben sie Anlass, ihn des öfteren mit einem Kraftwerk zu vergleichen, dessen Turbinen 100 Megawatt zu leisten vermögen, das aber nur mit Sicherungen für drei Stalllaternen ausgestattet ist.

Ja – ein Kraftwerk war Franz Josef Strauß. Und in der Geschichte der alten Bundesrepublik hat er seinen festen Platz. Aber er war eben auch nur ein Mensch – »nehmt alles nur in allem!«.

Dr. Hans-Jochen Vogel

Frühjahr 2015

Der Sohn meines Vaters ...

Meine politischen Kindheitserinnerungen gehen zurück zum 9. November 1923, dem Tag des Hitlerputsches in München, an dem ich als kleiner Bub an der Absperrkette stand, die von der Bayerischen Landespolizei, den »Grünen«, gebildet wurde, ohne zu wissen, worum es ging. Aber es war bezeichnend, daß meine Klasse in der Amalienschule in zwei Gruppen gespalten war, die Hitlergegner und die Hitleranhänger, zwischen denen noch tagelang Raufereien stattfanden. Unser Lehrer nahm mir zu meiner Betrübniß eine »Waffe« ab, einen mit Bindfaden selbstgefertigten Knüppel.

Ich erlebte die zunehmende Radikalisierung auch unter dem Druck der wachsenden wirtschaftlichen Not und der ansteigenden Arbeitslosigkeit. Mein Vater war Mitglied und aktiver Mitarbeiter der Bayerischen Volkspartei, bis sie sich unter dem Druck der Nazis 1933 auflöste. Ein Satz aus jener Zeit hat sich mir ein Leben lang eingeprägt. Als ich am 31. Januar 1933 nach Hause kam – wir hatten das »Neue Münchener Tagblatt«, das Blatt der Bayerischen Volkspartei für die einfachen Leute, der »Bayerische Kurier« war das Blatt für die anspruchsvolleren, für die gehobenen Leser –, stand mein Vater unter der Türe seiner Metzgerei und sagte mir mit einer Miene aus tiefster Not und Verzweiflung: »Bub, jetzt ist der Hitler Kanzler. Das bedeutet Krieg, und dieser Krieg bedeutet das Ende Deutschlands.«

Es war der 31. Januar 1933 – da wir kein Radio hatten, hatten wir die Vorgänge erst der Morgenpresse entnommen! Ich kannte die Meinung meines Vaters über Hitler, den er für eine Ausgeburt des Teufels gehalten hat, was er de facto auch war. Wenn der Name Hitler fiel, schlug er das Kreuz, um den Dämon zu bannen.

45 Jahre später, am 6. Mai 1978, bin ich auf diesen mir unvergessenen Satz meines Vaters zurückgekommen – in einem Gespräch, zu

dem ich mit Leonid Breschnew auf Schloß Gymnich bei Bonn zusammentraf. Die Begegnung erfolgte aufgrund des neuen Protokolls der Bonner Regierung unter Kanzler Schmidt. Zu dem Ritual der damaligen Breschnew-Visite gehörten, wie bei anderen Staatsbesuchen in Bonn, Gespräche mit allen Fraktions- und Parteivorsitzenden, unabhängig von den amtlichen Unterredungen mit Bundespräsident, Bundeskanzler, Außenminister oder anderen Regierungsmitgliedern. Bei der Begrüßung Gedränge, Photographen, Blitzlichtgewitter. Breschnew: »Nehmen Sie Platz, Herr Strauß!« Als wir nebeneinander auf dem Sofa saßen, zog Breschnew ein Papier heraus, das er Satz für Satz vorlas und das von seinem Dolmetscher Satz für Satz übersetzt wurde. Der Vortrag dauerte etwa zwanzig Minuten und geriet in weiten Teilen zu einer Anklagerede gegen die Politik der CSU und damit gegen mich.

Die CSU sei eine einflußreiche Partei in der deutschen Innenpolitik, besonders bei der Gestaltung der politischen Linie der Union. Insgesamt sei, so rügte Breschnew, die Politik der Opposition im Deutschen Bundestag nicht konstruktiv; vor allem in der CSU gebe es Elemente, von denen die Einstellung der Opposition besonders kompromißlos vertreten werde. »Warum will man die nationalistischen Leidenschaften vermehren?« fragte Breschnew an die Adresse der CSU, um drohend hinzuzufügen, daß der gute Wille der Sowjets dort seine Grenze finde, »wo versucht wird, die Ergebnisse des vergangenen Krieges zu revidieren«. Breschnew weiter: »Es ist bekannt, daß die Vertreter der CSU mit allen Mitteln die Angst anheizen. Manchmal gibt es Äußerungen, als ob die UdSSR bereit wäre, sofort ganz Westeuropa zu besetzen.« Nichts liege aber der Wahrheit fern; Moskau sei bereit, die notwendigen Maßnahmen auf dem Gebiet der Abrüstung einzuleiten – wie könne man also von einer militärischen Bedrohung durch die Sowjetunion sprechen? Dann steigerte sich Breschnew in seinen monoton vorgelesenen Vorwürfen: »Es besteht kein Zweifel, daß dies manchmal erklärt wird, um politische Kriege zu erreichen. Ich möchte diese Stimmen nicht aufzählen. Es ist unannehmbar, mit diesem Klischee als gute Nachbarn zu leben.« Die Sowjetunion bestehe darauf, ein guter Partner zu sein. Ich sollte überlegen, ob man nicht zusammenarbeiten könne.

Es zeigte sich, daß Breschnew auf dieses Gespräch mit mir gut vorbereitet war, denn er sagte: »Vor 40 Jahren haben Sie die militärische Uniform getragen, bei Stalingrad waren Sie auch dabei, Millionen Landsleute haben ihr Leben geopfert wegen des verbrecherischen Amoklaufs Hitlers. Aber alle Opfer und das ganze Elend des Zweiten Weltkrieges können nicht verglichen werden mit den ersten Minuten eines nuklearen Konflikts, wenn er erfolgen würde.« Jetzt hatte ich das Wort.

In meiner Erwiderung bedankte ich mich für die Offenheit seiner Erklärung und bat um Verständnis dafür, daß ich kein Papier vorbereitet hätte wie er; dies sei vielleicht auch besser so, weil ich auf das eingehen müsse, was er gesagt habe. Erstens bäte ich ihn, sich nicht zum Gefangenen der offiziellen sowjetischen Propaganda zu machen. Das Bild, das er hier von Strauß und der CSU zeichne, entstamme einem Klischee, das durch die Wirklichkeit nicht gerechtfertigt sei. Ich sei es gewohnt, daß es Franz Josef Strauß zweimal gebe: jenen der sowjetischen Propaganda und ihrer deutschen Ableger und jenen, der ich wirklich sei und der ihm gegenüberstehe. Die beiden stimmten nicht überein. Ich sei ein leidenschaftlicher Gegner des Krieges, sei als Soldat in Rußland gewesen, bei der 6. Armee, hätte die ganze Tragödie miterlebt. In Europa dürfe es keine Kriege mehr geben, das sei seit Jahren meine feststehende Überzeugung, dieses Zeitalter müsse endgültig zu Ende sein. Die moderne Waffentechnik, insbesondere die Atombombe, habe die Möglichkeit des Einsatzes militärischer Mittel ad absurdum geführt, ein Krieg sei nicht mehr führbar, nicht mehr denkbar, nicht mehr kalkulierbar, nicht mehr gewinnbar. Ein Krieg würde die Zerstörung eines großen Teiles Europas, Amerikas und eines großen Teiles der Sowjetunion bedeuten. Breschnew unterbrach mich: »Nein, die Zerstörung der ganzen Sowjetunion!«

Dann wurde ich persönlich und deutlich zugleich: »Ich möchte Ihnen jetzt etwas sagen, was ich Sie in Ruhe anzuhören bitte. Ich komme aus einer überzeugt katholischen Familie, aus einer Familie, die in leidenschaftlichem Gegensatz zum Nationalsozialismus stand. Ich erzähle Ihnen, was ich am 31. Januar 1933 erlebt habe und was mein Vater mir sagte, als ich von der Schule nach Hause kam – »Bub, jetzt ist der Hitler Kanzler. Das bedeutet Krieg, und dieser Krieg

bedeutet das Ende Deutschlands!« Von da an lebte ich als junger Mensch in der Hoffnung, daß kein Krieg kommt, und in der Furcht, daß er kommt. Sechs Jahre war ich hin und her gerissen. Wissen Sie, Herr Generalsekretär, wann bei mir Klarheit bestand, ob Hoffnung oder Furcht siegen würde? Am 23. August 1939. An diesem Tag hat die Nazi-Presse in großer Aufmachung vom möglicherweise bevorstehenden Abschluß eines deutschsowjetischen Vertrages berichtet. Noch in der gleichen Nacht wurde der Nichtangriffspakt unterzeichnet. Jetzt wußte ich, daß das Tor zum Tempel des Krieges aufgestoßen war, daß es auf dem Marsch in das Unheil nun kein Halten mehr gab. Ohne diesen Hitler-Stalin-Pakt hätte der Zweite Weltkrieg, bei entsprechender Reaktion auch der Westmächte, vermieden werden können.«

Dann kam der entscheidende Satz zu Breschnew: »Ich bin der Sohn meines Vaters, Sie sind einer der Amtsnachfolger Stalins.« Der sowjetische Dolmetscher hat sich geweigert, das zu übersetzen. Den Stenographen wäre bald der Stift aus der Hand gefallen. Dann habe ich zu dem Dolmetscher gesagt: »Sie übersetzen jetzt, sonst übersetzt mein Dolmetscher. Der Generalsekretär hat einen Anspruch darauf, jeden Satz, den ich hier sage, zu hören, ob er angenehm oder nicht angenehm ist.« Der Satz wurde übersetzt, ich rechnete mit einer heftigen Reaktion. Doch Breschnew hörte mit unbewegtem Gesicht zu, verzog keine Miene, ließ keinerlei Zeichen von Mißmut erkennen. Nur alle Begleiter, die er dabei hatte, zitterten. Nach Mitteilungen, die ich vom Bundesnachrichtendienst bekommen habe, hat ihm Andrej Gromyko später schwere Vorwürfe gemacht, daß er mich überhaupt empfangen, sich in dieser Weise mit mir unterhalten, mich so höflich behandelt habe.

Abschließend fügte ich hinzu: »Ich bin, Sie wissen es, ein Gegner des Kommunismus, aber ich bin kein Feind der Russen. Ich bewundere sie, denn sie sind die einzige Großmacht, die trotz ihrer wirtschaftlichen Probleme eine geschlossene Strategie hat. Im Zimmer Ihres KGB-Chefs Andropow steht ein Globus, und Andropow zeigt daran jedem Besucher, daß die Sowjetunion alle weltpolitischen Ereignisse und ihre Auswirkungen, alle eigenen Aktionen und ihre Folgen rund um den Erdball verfolgt. Die Russen haben eine zielorientierte globale Strategie, die Amerikaner haben leider keine.«

Darauf Breschnew: »Gut, Herr Strauß!« Ich fuhr fort: »Natürlich leiden Sie unter einer Gefahr. Ein guter Boxer, der einen schlechten Sparringpartner hat, verliert an Kondition. Dadurch, daß Sie niemanden mehr als Gegenüber haben in der Weltpolitik, das sehen Sie ja an Afrika, Angola und so weiter, laufen Sie Gefahr, Ihre Kondition zu verlieren, weil Sie keiner Herausforderung mehr ausgesetzt sind.« Damit war das Gespräch zu Ende.

Wir stehen auf, ich gebe ihm die Hand, er nimmt sie. Ich gehe zur Tür, er geht mit, rechts hinter mir. Ich reiche ihm an der Tür noch einmal die Hand, er schüttelt sie wieder, ich gehe weiter, er geht mit. Ich gehe bis zur Haustür, gebe ihm wieder die Hand, er ergreift sie wieder; ich öffne die Haustür, gehe die Treppe hinunter, er geht mit mir die Treppe hinunter. Unten schütteln wir uns noch einmal die Hand. Dann muß ich ihn beinahe daran hindern, mir den Wagenschlag aufzumachen. Das war damals eine Sensation, wie Breschnew mich behandelt hat.

Katholisch, monarchistisch, antipreußisch

Mein Elternhaus war in gewisser Weise noch geprägt vom Lebensstil der kleinen Leute im München der Prinzregentenzeit. Wir wohnten in der Schellingstraße 49, in einem Hinterhof in einfachsten Verhältnissen. Die Wohnung bestand aus einer Wohnküche, einem Schlafzimmer für die Eltern und den jüngeren Sproß, also mich, und einer kleinen Kammer für meine Schwester. Die Toilette lag außerhalb der Wohnung auf dem Gang, dort gab es auch fließendes Wasser. Einen Garten hatte das Haus nicht, im Hof war eine Schlosserei.

Auch wenn mein Vater eine Metzgerei besaß, führten wir ein sehr einfaches Leben. Meine Mutter war eine ausgezeichnete Köchin – vor ihrer Ehe hatte sie als Köchin gearbeitet –, und sie verstand es, aus wenig viel zu machen. Meist bereitete sie eine Suppe und ein einfaches, aber wohlschmeckendes Hauptgericht. Die verkochte Brotsuppe, die es immer wieder gab, ist mir in angenehmster Erinnerung. Die Auswahl war nicht groß; auf den Tisch kam in aller Regel Fleisch wie der Halsstich, das zwar nicht verdorben, aber schwerer abzusetzen war. Nachtisch oder Obst waren bei uns zu Hause unbekannt.

Im Winter hat mein Vater vielleicht 1000 bis 1500 Mark zurückgelegt, im Sommer, wenn es heiß war und das Geschäft schlechter ging, hat er dieses Geld wieder zugesetzt. Die Ersparnisse waren praktisch null. Es gab keine Lebensversicherung, keine Sozialversicherung, nichts. Für das Alter rechnete man selbstverständlich damit, daß die Kinder für die Eltern sorgen würden. So hatten wir, als 1923 die Inflation kam, zwar nichts zu verlieren, aber dennoch wurden wir hart getroffen. Wenn mein Vater in der Frühe ein Kalb verkaufte, hat er abends nur noch ein Huhn dafür bekommen. Es war unvorstellbar, wie auf dem Höhepunkt der Inflation 1923 die Währung von Tag zu Tag verfiel.

Trotz aller Einschränkung und Sparsamkeit, zu der meine Eltern gezwungen waren, haben sie sich rührend um uns Kinder bemüht und uns eine gute Ausbildung zukommen lassen. Meine fleißige, tüchtige und besorgte Schwester wurde schon bald eine wichtige Stütze der Familie. Nach der Volksschule hatte sie drei Jahre die hochangesehene Riemerschmid-Handelsschule besucht. Sie bekam so hervorragende Zeugnisse, daß sie sich auch in der Zeit der größten Arbeitslosigkeit nie Sorgen um einen Arbeitsplatz zu machen brauchte; bei ihrer ersten Stelle war sie unter 102 Bewerberinnen ausgewählt worden. In den ersten Jahren nach Verlassen der Schule hat sie ihr Gehalt den Eltern zur Verfügung gestellt, nur so konnte der Vater seinen kleinen Familienbetrieb überhaupt weiterführen.

Wir hatten weder ein Fuhrwerk noch sonst irgendein Fahrzeug, geschweige denn ein Auto. Mit einem Metzgerkarren marschierte mein Vater frühmorgens zum Schlachthof, lud sein Fleisch ein und zog den Karren nach Hause. Es war ein Weg von einer guten Stunde, auf dem ich meinen Vater oft begleitet und ihm beim Ziehen des Karrens geholfen habe. In den Ferien fuhr ich manchmal mit der Bahn zu den Verwandten nach Niederbayern, sonst kam ich fast nie aus München heraus.

Die Lektüre meiner frühen Kindheit bestand aus christlichen Kalendern, aus den frommen und erbaulichen Erzählungen Christoph von Schmid, aus dicken Heiligenlegenden – wenig Lesestoff also, das wenige aber las ich um so intensiver. Ausgesprochen lesehungrig war ich dann als Gymnasiast der oberen Klassen. Als Student begann ich, mir über die Lehrbücher und das eigentlich Notwendige hinaus eine kleine Bibliothek anzulegen: Helmut Berves »Griechische Geschichte« in zwei Bänden, Gustav Droysens »Geschichte Alexanders des Großen«, später auch den einen und anderen Roman, so »Der wunderbare Fischzug« von Guy de Pourtales, die Werke des spanisch-amerikanischen Philosophen und Dichters George Santayana, Lessings »Minna von Barnhelm«, Schillers »Don Carlos« und »Wallenstein«, Goethes »Werther« und »Egmont«, aber auch »Dichtung und Wahrheit« und den »Faust«. Gespräche zu Hause über diese Lektüre gab es nicht. Geredet wurde nur über die

Mein beruflicher Weg schien durch meine Herkunft aus einer einfachen Handwerkerfamilie vorgegeben zu sein: Volksschule, Lehrzeit, Handwerksberuf. Daß ich von dieser vorgezeichneten Bahn abweichen würde, war schon in der Volksschule abzusehen. Mein Vater, der trotz seiner großen Beanspruchung stets am Wohlergehen und am Weiterkommen seiner Kinder interessiert war, hat regelmäßig meine Lehrer aufgesucht, um sich nach meinen Leistungen zu erkundigen. Auch der Gang zum Pfarrer, dem Religionslehrer, war ihm feste Gewohnheit. Immer häufiger erhielt er in der Schule die Auskunft, sein Sohn spiele nur noch, gebe nicht mehr Obacht, passe nicht mehr in die Volksschule. Deshalb der Rat der Lehrer an meinen Vater: »Den müssen Sie in die höhere Schule schicken!«

Das war nun ganz und gar nicht die Absicht meines Vaters. Auch die früher weitverbreitete katholische Tradition, daß der begabte Bub vom Pfarrer und vom Lehrer in der Schule ausgesucht wird, um Priester zu werden, bestimmte nicht das Denken in unserer Familie. Zu diesem Thema gibt es in Bayern viele Anekdoten. Eine handelt von Alois Schögl, dem späteren bayerischen Landwirtschaftsminister. Zu Schögl's Vater, einem niederbayerischen Dickkopf, kam einst der Pfarrer, lobte die Begabung des kleinen Alois und forderte den Vater auf, ihn »auf Pfarrer« studieren zu lassen. Die Reaktion ist negativ: »Nix da, Pfarrer, der werd Bauer!« Ein paar Wochen später wiederholt der Pfarrer den Besuch, wird wieder abgewiesen: »Schlag dir's aus dem Kopf, Pfarrer, i folg' sonst am Pfarrer immer, aber der Alois braucht net Latein und Griechisch, der soll den Hof übernehmen!« Der Pfarrer kommt ein drittes Mal und sagt: »Bauer, hast recht g'habt, dei Sohn ist vui z'dumm zum Studieren, hob i feststellt!« Schögl senior braust auf: »Wos host gsagt, der Alois z'dumm? Jetzt werd studiert!«

Mein Wechsel von der Volks- zur Realschule hängt auch mit meiner Tätigkeit als Ministrant zusammen. Schon früh konnte ich die lateinischen Texte aufsagen, ohne allerdings ihren Inhalt zu begreifen. Ich konnte die Gebete fehlerlos rezitieren, was mir gut gefallen hat. Mein Vater hatte eine kleine regelmäßige Fleischlieferung an das Ottilien-Kolleg in der Königinstraße in München, eine Benediktiner-Niederlassung. So kam gelegentlich ein Benediktinerpater

auf Empfehlung der Lehrer abgeändert worden, die dafür plädierten, daß ich nach vier Klassen Volksschule sechs Jahre die Realschule besuchen sollte. So wanderte ich in die Gisela-Realschule, die damals noch nicht Oberrealschule war. Das Lateinische habe ich weiterhin gepflegt, und ich habe auch weiterhin ministriert, im Max-Joseph-Stift. Der Priester, der dort täglich die Messe las, war Professor Dr. Johannes Zellinger von der Universität München, später Ordinarius für kirchliche Kunstgeschichte und Patristik, der nach der Auflösung der Fakultät Professor in Würzburg wurde. Zellinger stellte fest, daß ich schon etwas mehr vom Lateinischen verstand, als nur die Gebete nachzuplappern. Mich zogen an der Sprache Latein ihr geometrischer Aufbau und ihr voller Klang an, lateinische Gedichte las ich immer viel lieber als deutsche. Als der Professor seinen Ministranten dann auch noch beim Lernen aus dem Lateinbuch antraf, festigte sich Zellingers Meinung endgültig, daß ich in der falschen Schule sei. Mein zaghafter Einwand, ich sei nun in der Realschule und könnte nicht ohne weiteres auf ein Gymnasium wechseln, führte zu Zellingers Angebot, mir Nachhilfeunterricht in Latein zu geben, was dann auch geschah. So trat ich ohne Aufnahmeprüfung von der ersten Klasse Realschule mit Englisch in die zweite Klasse Gymnasium mit Latein über. Professor Zellinger hatte mit dem Leiter des Max-Gymnasiums, Oberstudiendirektor Dr. Ernst Bodensteiner, gesprochen und mir diesen Weg geebnet. Als ich die ersten zwei Arbeiten in Latein, die nicht gezählt, aber probeweise bewertet wurden, mit »zwei« absolvierte, war die Sache entschieden.

Mein Vater, der ein gütiger Mann war, hat diesem Wechsel zugestimmt, auch wenn er nicht unbedingt seiner Vorstellung von der Zukunft seines Buben entsprach. Daß der Sohn einmal das Geschäft übernehmen werde, war wohl sein ursprünglicher Gedanke, aber als er merkte, daß ich mich dafür weder interessierte noch eignete, hat er meinen anderen schulischen Weg akzeptiert und unterstützt.

Am Gymnasium kam dann zum Lateinischen, das mir in seinen Anfangsgründen vertraut war, das Griechische, das mich nicht weniger faszinierte. Obwohl ich unmusikalisch bin, rührte mich die Melodie der griechischen Sprache an, es war ein Verstehen, zu dem man keine Tonleitern beherrschen muß.

Neben Latein und Griechisch war Geschichte ein mich stark interessierendes und prägendes Fach, wobei es hier in besonderer Weise vom jeweiligen Lehrer abhing, welchen politischen Akzent er setzte. Es gab eine liberale, deutschnationale Komponente, es gab, erkennbar seit dem Jahre 1931, eine sehr starke nationalsozialistische Komponente, und es gab eine schwarze, klerikal-bayerische Komponente, die in der Einstellung zur Kirche und auch zum Hause Wittelsbach zum Ausdruck kam. Die Weimarer Republik wurde unterschiedlich beurteilt, meist aber negativ.

Unsere Lehrer waren insgesamt sehr solide und verstanden ihr Handwerk. Einige haben großen Eindruck auf mich gemacht, weshalb ich mich besonders an sie erinnere, ungeachtet ihrer politischen Einstellung. Studienprofessor Hans Poeschel – er hatte, glaube ich, einen Lehrauftrag an der Universität München und galt als politisch links – war ein großartiger Pädagoge; wir hatten ihn in Latein, Griechisch und Deutsch. Oberstudiendirektor Bodensteiner, Schopenhauerianer und Atheist, ging freiwillig bei der Fronleichnamspzession mit, weil sich das für einen bayerischen Beamten so gehörte. Ein herausragender Lehrer war für mich der vor kurzem erst verstorbene spätere Universitätsprofessor Dr. Kurt Vogel, der Geschichte und Mathematik unterrichtete. Alles in allem galt das Max-Gymnasium in München als liberal, beispielsweise im Vergleich zum Ludwigs-Gymnasium, das als klerikal angesehen wurde.

Das Verhältnis zu meiner Mutter und zu meinem Vater blieb auch nach dem Wechsel auf das Gymnasium stets gut, und es gab keinerlei Entfremdung. Sicher spürten die Eltern, daß der Bub sich jetzt mit Gedanken beschäftigte und in Kreise kam, mit denen sie nicht vertraut waren und mit denen sie wenig anfangen konnten. Aber ihr Stolz überwog. Hervorragende Noten, die ich nach Hause brachte, beschleunigten die Versöhnung mit der neuen Entwicklung. Das persönliche wie das politische Vertrauensverhältnis zum Elternhaus hat unter meinem Eintritt in eine für meine Familie neue Welt niemals gelitten.

Erster Weltkrieg, Revolution, Sturz der Monarchie – diese Erfahrungen haben die politische Atmosphäre in meinem Elternhaus während der zwanziger und dreißiger Jahre geprägt. Mein Elternhaus war

durch und durch politisch und insofern gewiß nicht typisch für das Leben in einem kleinen Handwerkerhaus. 1919 war mein Vater Gründungsmitglied der Bayerischen Volkspartei gewesen, der er bis zu der von den Nazis erzwungenen Auflösung treu blieb. Auch meine sieben Jahre ältere Schwester Maria war politisch engagiert und vertrat lupenrein die gleiche Gesinnung wie die ganze Familie, ohne einen Millimeter von der Bahn abzuweichen.

Zum anderen herrschte bei uns eine starke katholische Religiosität, die heute in dieser Form nicht mehr verständlich wäre. Sie ist gewachsen aus dem Denken in der fränkischen Diaspora, die in einer dauernden Konfrontation mit den geistigen Nachfahren Martin Luthers und Gustav Adolfs stand und die meinen Vater prägte. Der Name Martin Luther durfte bei uns zu Hause nicht fallen. Daß ich aus einer militant katholischen Familie stamme, schlug bei mir immer wieder durch.

Zum dritten waren meine Eltern Verehrer des bayerischen Königshauses. Über den »Verrat« der Wittelsbacher zugunsten von Bismarcks Reichsgründung waren sie innerlich voller Ressentiments. Der Großvater mütterlicherseits war als Berufssoldat königlich-bayerischer Schwerer Reiter gewesen. Als solcher kämpfte er 1866 in der Schlacht von Bad Kissingen gegen die Preußen, und noch mehr als fünfzig Jahre später hat er seinem Enkel mit Verbitterung erzählt, daß es in der bayerischen Armee Verräter gegeben habe. 1870/71 stand er wieder im Feld, und auch hierüber erzählte er mir, als ich ihn 1922 auf seinem kleinen Bauernhof in Niederbayern besuchte: »Woaßt, Bua, d'Franzosen san schlimm, aber no schlimmer san d'Preißen.« Auch meine Eltern haben ähnlich gedacht.

Väterlicherseits sind die Mitglieder der Familie, soweit sie nicht den Hof übernahmen, zum Militär oder zur Polizei gegangen. Bayerisches Legitimitätsdenken bestimmte die Grundhaltung der Familie. Ich weiß noch, wie nach der Niederschlagung der Räterepublik 1919 zwei Verwandte – der eine war bei der neuen Reichswehr, der andere bei der Polizei – bei uns Haussuchung halten sollten. Damals wurden sämtliche Wohnungen in München nach Waffen durchsucht. Natürlich war das bei uns nur Formsache, mein Vater war schließlich bei der Einwohnerwehr. Als die beiden Verwandten in Uniform bei

uns in der Wohnung erschienen, entspann sich ein Dialog, in dem meine Mutter sagte: »Wir haben keine Waffen, aber wenn wir Waffen hätten, dann täten wir auf die Preußen schießen.«

Gewiß liegt darin eine gehörige Portion Ironie. Aber das bayerische Urgefühl, mit dem ich aufgewachsen bin und das ich in mir habe, läßt mich – und wohl die Bayern überhaupt – mit der Vergangenheit leichter fertig werden als vielleicht manche andere. Ich bringe zum Beispiel beim besten Willen keinen generellen Schuldkomplex zustande, obwohl ich die falschen Weichenstellungen, die furchtbaren Untaten und Verbrechen des Dritten Reiches klar sehe. Wohl war ich entsetzt und betroffen über die Irrwege der deutschen Geschichte und ihre schrecklichen Folgen, gipfelnd in Auschwitz. Aber die Vorstellung einer Kollektivschuld kann ich nicht übernehmen.

Diese Sicht der Dinge war es auch, die mich vor der CSU-Fraktion im Bayerischen Landtag lange vor meiner Zeit als Ministerpräsident einen Satz sagen ließ, der berühmt wurde und jahrelang die Runde gemacht hat. Die übrigen Sätze dieser zweistündigen Rede sind in der Versenkung verschwunden. Es ging damals um die Auseinandersetzung über die Ostpolitik, um das Festhalten an der Einheit Deutschlands, und ich prägte den Satz: »Wir Bayern müssen bereit sein, wenn die Geschichte es erfordert, notfalls die letzten Preußen zu werden!«

Mein Vater nahm die Weimarer Republik innerlich als Ergebnis einer unvermeidlichen Entwicklung, aus der man das Beste machen müsse. Bezeichnend für ihn waren die beiden Hauptreden auf dem Katholikentag von 1922 in München, an dem er teilgenommen hatte und von dem er mir später immer wieder berichtete. Kardinal Michael Faulhaber, der Erzbischof von München und Freising, hatte am 27. August, dem Eröffnungstag, in seiner Predigt auf dem Königsplatz davon gesprochen, daß dieser Staat, die Weimarer Republik also, durch Meineid und Hochverrat zustande gekommen sei. Am Schlußtag, drei Tage später, sprach der Kölner Oberbürgermeister Konrad Adenauer als Präsident des Katholikentages. Er brachte Korrekturen an Faulhabers Sicht der Dinge an: Nicht Meineid und Hochverrat hätten diesen Staat geschaffen, sondern der alte Staat habe sich überlebt. Es sei gewesen wie in der Natur, wenn der Herbst

komme und der Sturm in die Bäume fahre, dann fielen die Blätter. Faulhaber sitzt unten, blickt voller Zorn, packt seinen Kardinalshut und will gehen. Der Eklat scheint unvermeidbar. Was macht Adenauer? Er hört mitten in der Rede auf und sagt ohne jeden Zusammenhang, daß man nun Eminenz um den oberhirtlichen Segen bitte. Daraufhin hat der Kardinal seinen Hut hingeworfen und voller Wut seinen Segen heruntergedonnert. Mit schneller List hatte Adenauer den Eklat am letzten Tag vermieden. Damals hörte ich zum ersten Mal den Namen Konrad Adenauer, der mir als Kind natürlich nichts sagte, während Kardinal Faulhaber selbstverständlich ein ehrfurchtgebietender Begriff war.

Die häusliche Atmosphäre also war katholisch und monarchistisch und antipreußisch. Hinzu kam von Anfang an der Abscheu gegen die Nationalsozialisten. Bereits nach der Niederschlagung des Hitlerputsches vom 9. November 1923 wurde Hitler zum Inbegriff des politischen Hasses meiner Eltern. Die Abneigung gegen Erich Ludendorff, der seit dem Ersten Weltkrieg als Verkörperung eines negativen Militarismus und als Soldatenschlächter galt, war bei meinen Eltern, die von ihm als dem »Wotansanbeter« sprachen, kaum geringer. Ludendorff war für uns in Bayern der Prototyp des unsympathischen preußischen Generals. In unserer Familie wurde immer wieder über den Prozeß gegen Hitler und seine Mitmarschierer gesprochen, mein Vater war empört darüber, daß so milde Urteile gefällt wurden.

Lebhaft ist meine Erinnerung an einen Bericht meines Vaters über eine Versammlung der Bayerischen Volkspartei. Das muß 1925 gewesen sein. Der damalige Bayerische Ministerpräsident, Heinrich Held, berichtete seinen Parteifreunden, daß Hitler ihn besucht und ihm gesagt habe, er würde seine Fehler einsehen und versprechen, in Zukunft nur noch legal zu arbeiten. Es ging Hitler um die Wiedezulassung der NSDAP in Bayern, und Held wollte seiner Partei erklären, warum das bayerische Kabinett dem zugestimmt habe. Mein Vater geriet in hellen Zorn. Er, ein obrigkeitstgläubiger und geradezu ängstlich die Gesetze beachtender Mann, für den, wie für die meisten kleinen Leute damals, schon beim Ministerialrat die höhere Welt begann und für den Staatsräte und Staatssekretäre, Minister oder gar

ihm auf jeden Fall zu einer besseren materiellen Grundlage verhelfen. Mein Vater hat konsequent abgelehnt, am Abend berichtete er dann: »Heute war er wieder da, der Heinrich Himmler, hat gesagt, ich soll in die Partei eintreten. Eher freiß' ich Hundsfutter, als daß ich in die Partei eintrete.« Diese konsequente Haltung hätte meinen Vater nach 1943 beinahe ins KZ gebracht. Mit Rücksicht darauf, daß ich Offizier war, wurde der Haftbefehl nicht vollstreckt. Er lag bei der Ortsgruppe der NSDAP, von dort haben wir auch erfahren, was meinem Vater drohte.

Auch Adolf Hitler habe ich in der Schellingstraße 1921/22 zum ersten Mal gesehen. Er fuhr damals noch mit einem Opel-Laubfrosch. Die Naziprominenz unterschied sich später unter anderem durch die jeweilige Automarke. Die Staats- und Wirtschaftsführung der obersten Etage fuhr Maybach, die in der nächsten Klasse darunter fuhren den Mercedes 7,7 Liter SSK, auf der Stufe darunter fuhr man Horch, dann BMW, Audi und Opel. Zuletzt kam das gemeine Volk. Das war eine geradezu beamtenmäßige Abstufung.

Im übrigen hätte ich – ironisch gesprochen – Anspruch auf den »Blutorden« der Partei gehabt, das Ehrenzeichen für verdiente und »verwundete« Kämpfer aus den Anfangsjahren der »Bewegung«. Als kleiner Bub, der noch nicht lesen konnte, dem aber wie allen Kindern bunte Bilder gut gefielen, bin ich an einem Samstagnachmittag im Hausgang des Ateliers Hoffmann gestanden, habe willig ein Paket Nazi-Flugschriften unter den Arm genommen, bin damit die Schellingstraße entlangmarschiert und habe die Propagandazettel verteilt. Eine alte Kundin unserer Metzgerei rannte aufgeregt zu meinem Vater und berichtete ihm von dem Treiben seines Sprößlings. Meine Schwester Maria wurde ausgeschickt, mich zu holen. Zu Hause setzte es dann eine gewaltige Maulschelle.

Fast täglich haben wir über die Nazis gesprochen. Hitler, meinte mein Vater, habe recht eigenartige Ideen. Er sei gegen den Versailler Vertrag, für eine bessere Behandlung der Deutschen – vielleicht sei doch etwas an ihm dran. Diese Möglichkeit wurde bei uns zu Hause jedoch nur kurze Zeit erörtert, dann kam die nächste Phase, in der mein Vater endgültig den Stab über Hitler brach. »Was der über die Juden sagt, darf kein Katholik mitmachen. Der ist Judenfeind, und

Brüning heraus: Hundert Meter vor dem Ziel sei er verraten worden. Prälat Kaas habe mit den Nazis Frieden geschlossen, um zum Reichskonkordat mit der Katholischen Kirche zu kommen, und auch der Vatikan habe sich mit Hitler abgefunden; die Engländer hätten ein Zahlungsmoratorium genehmigt und 1935 den Flottenvertrag geschlossen – Entwicklungen, ohne die das Dritte Reich in größte Schwierigkeiten gekommen wäre. Nachträgliche Zweifel an der Rechtmäßigkeit seiner Austerity-Politik in der Weimarer Zeit mit ihren kontraproduktiven Wirkungen, dem sozialen Elend und den verheerenden politischen Folgen, hat Brüning mir gegenüber nicht erkennen lassen.

Brüning machte auf mich den Eindruck eines Mannes, der gebrochen und gescheitert war, der aber nach wie vor davon überzeugt zu sein schien, eigentlich doch recht gehabt zu haben. Ich schloß dies aus der Bitternis seiner Vorwürfe. Die meisten seiner Überlegungen kreisten um die Frage, ob er Hitler nicht doch hätte verhindern können. Daß er dazu in ganz anderer Weise autonome Politik hätte machen müssen, daß er sich nicht hätte so abhängig machen dürfen von Hindenburg, nicht hätte innerlich stramm stehen dürfen vor dem Generalfeldmarschall, darüber sprach er allerdings nicht. Über Hindenburg, der ihn rücksichtslos hatte fallen lassen, verlor Brüning kein böses Wort. Eine ironische Anmerkung: Für mich hat Hindenburgs Metamorphose begonnen, als er seine Hirsche nicht mehr bei uns in Bayern, in Dietramszell, schoß, sondern in Neudeck in Westpreußen. Solange er noch unter bayerischem Einfluß stand, nicht unter dem von ostelbischen Gutsbesitzern wie Oldenburg-Januschau, waren die Dinge noch in Ordnung.

Bei meiner nächtlichen Unterhaltung mit Brüning kam es zu einem heftigen Streit zwischen uns. Die schäbigste Rolle, so sagte ich, hätten doch wohl die Generale gespielt, diese feigen Kerle. Zuerst hat Hitler sie beschimpft, dann hat er sie umworben, dann hat er sie bestochen, und am Ende hat er die, die nicht pantierten, aufgehängt. Das war meine Kurzfassung der erbärmlichen Geschichte, wie Hitler die Reichswehr und spätere Wehrmacht behandelt hat und wie sie sich von ihm behandeln ließ. Ganz konkret machte ich meinem Unmut über einen Mann wie Generalfeldmarschall Gerd

ich über dieses Thema einmal eine mehr als deutliche Aussprache. Das war Ende 1952, kurz nach seiner Entlassung aus britischer Militärhaft, in den Räumen des Wirtschaftsbeirates der Union in der Münchner Brienerstraße. Kesselring hatte während der Haft die ihm demonstrativ angetragene Präsidentschaft über den 1951 wiederbegründeten »Stahlhelm« angenommen, was ich heftig kritisierte.

Brüning war von irgendwelcher, nicht kompetenter Seite als Verfassungsrichter, wohl gar als Präsident des Bundesverfassungsgerichts vorgeschlagen worden. Da er kein Jurist war, scheiterte dies an den gesetzlichen Bestimmungen. In unserem Gespräch klagte er über das Monopoldenken der Justiz. Über die Bundesrepublik äußerte er sich dabei reserviert und ließ anklingen, daß es sich in seinen Augen nur um einen Teilstaat handle.

Der Union als Idee einer großen Sammlung der christlichen Konfessionen schien Brüning eher kühl gegenüberzustehen, die Anhänglichkeit an das alte Zentrum schien bei ihm, dem prononciert linkskatholischen Politiker, zu dominieren. Da Brüning wußte, daß ich als Führungsmitglied der CDU/CSU-Fraktion in unzähligen Wahlkampfreden schon für Adenauer gesprochen hatte, hielt er sich an diesem Abend mit Wertungen über den Bundeskanzler zurück. Seine Kritik an Adenauer, mit der er ansonsten nicht sparte, fiel vielleicht auch deshalb so scharf aus, weil er lange glaubte, eine Art Kanzler in Reserve zu sein. Adenauer und Brüning waren von ihrer Herkunft und Prägung zu unterschiedlich – Adenauer, der rheinländische Europäer, Brüning, der Preuße aus Westfalen, christlicher Gewerkschaftsführer, Adenauer, der stolz von sich sagte, er habe nicht einen Tag gedient, Brüning, der kriegsfreiwillige Frontoffizier.

Vor dem außenpolitischen Arbeitskreis der CSU hatte Brüning nüchtern und trocken über seine Erfahrungen als Reichskanzler gesprochen. Eine konkrete politische Botschaft hatte er nicht mehr. Der große politische Kontext, den ich bei Adenauer erlebte und den man von einem Staatsmann erwarten muß, fehlte bei Brüning. Für ihn löste sich Politik in Details auf, den Schwerpunkt setzte er in der Finanzpolitik. Das großartige Bild, das ich von Brüning aus meinem Elternhaus in Erinnerung hatte, paßte mit meinem persönlichen Eindruck zwanzig Jahre später nicht zusammen.

Nach der letzten, noch einigermaßen freien Reichstagswahl vom 5. März 1933 ging ich mit meinem Vater zur Versammlung – heute würde man sagen Wahlparty – der Bayerischen Volkspartei im Mathäer-Bräu. Am späten Abend meinte Fritz Schäffer, der Vorsitzende der Bayerischen Volkspartei, der die Versammlung leitete, jetzt gebe es keinen Zweifel mehr, Nationalsozialisten und Deutsche hätten die Mehrheit. Dann hat Schäffer einen Ausspruch getan, an den ich ihn erinnert habe, als ich ihn am 4. Dezember 1945 am Bahnhof in Weilheim mit dem Dienstwagen des Landrats abholte und zum Barbarafest nach Peißenberg fuhr. Dieser Satz von Schäffer hatte sich mir tief eingepägt: »Meine lieben Parteifreunde, jetzt kommt eine furchtbare Zeit. Morgen beginnt die Karwoche für Deutschland. Diese Karwoche wird einen Karfreitag für Deutschland bringen. Wir sind gläubige Christen. Nach dem Karfreitag kommt die Auferstehung, der Ostersonntag.« Schäffer war mit seiner sonoren Stimme ein eindrucksvoller Redner, er wußte sehr plastisch zu formulieren und war ein Meister der deutschen Sprache. Lähmende Stille breitete sich unter den etwa drei- bis vierhundert Zuhörern aus, dann löste sich die Versammlung auf. Bedrückt, schweigend ging ich mit meinem Vater nach Hause, die Stimmung war unheimlich.

Am 9. März erfolgte der Aufmarsch von SA und SS, die Machtübernahme in München. Die bayerische Fahne wurde eingeholt, die Hakenkreuzflagge und die schwarz-weiß-rote Flagge wurden gehißt. Das habe ich selber gesehen. Ich kam von der Schule und radelte gerade durch die Leopoldstraße, als sich dort SA- und SS-Verbände formierten. Es war am späten Nachmittag, und es begann bereits zu dämmern. Ich habe den Zug dann durch die ganze Stadt begleitet, das Hauptpostamt, das Nationaltheater, das Gebäude der Regierung von Oberbayern sind mir als Stationen in Erinnerung, und überall, so weit ich es beobachten konnte, herrschte Jubel. Ich selbst schwankte zwischen Furcht und Haß.

Die Eltern meiner Klassenkameraden am Max-Gymnasium waren überwiegend nationalliberal geprägt. Gegenüber dem Schwabinger Milieu meiner Volksschule und auch im Vergleich zur Gisela-Realschule, deren Zöglinge aus einfacheren, höchstens mittleren Schichten stammten, dominierte am Max-Gymnasium das gehobene

Bürgertum. Die Väter waren Ärzte, Regierungsräte, höhere Beamte. In meiner Klasse gab es einen einzigen Arbeitersohn und nur zwei Söhne von Handwerkern. Nach der Machtübernahme durch Hitler herrschte bei vielen eitel Jubel, und es wurde heftig diskutiert, was mitunter auch zu großen, politisch motivierten Raufereien führte. Nach außen wurden die politischen Divergenzen nicht getragen, Schüler und Lehrer hielten alles in allem zusammen. Ich glaube nicht, daß es zu Denunziationen kam.

Es ereigneten sich merkwürdige Szenen. So wurde unter den Nazis 1933 das christliche Schulgebet wieder eingeführt, das in der Weimarer Republik abgeschafft worden war. Zunächst gab es noch keinen vorgeschriebenen Text. Unser Religionslehrer, Studienprofessor Josef Knott, ein hochachtbarer, gütiger Lehrer, sagte, wir müßten jetzt für Führer, Volk und Staat beten und solange wir keinen Text hätten, sollten wir uns etwas überlegen. Da kam ein Vorschlag von hinten, aus der letzten Bank: »Der Herr gebe ihm die ewige Ruhe!« Der gute Herr Professor wäre bald in Ohnmacht gefallen.

Ein paar Wochen später erhielten wir ein Kompendium der jüngsten Geschichte vom Ersten Weltkrieg über die Dolchstoßlegende bis zur Machtergreifung, das schnell in den regulären Lehrplan für den Geschichtsunterricht eingeschoben wurde. Unser damaliger Klassenleiter, Oberstudienrat Dr. Otto Büttner, der kein Nazi war, hat die Broschüre Seite für Seite umgeblättert und vorgelesen. Jedesmal, wenn er mit einer Seite fertig war, hat der in der Bank vor mir sitzende Franz Xaver Asböck, der Theologe werden wollte und später vor Moskau vermißt wurde, die Seite herausgetrennt und mit dem Taschenmesser sorgsam in zwei Hälften geschnitten. Büttner fragte ihn: »Was machst denn da, Asböck?« Antwort: »Das hänge ich in den Lokus, das hat genau das richtige Format.«

Unsere Lehrer, weitgehend nationalliberal eingestellt, mit Ausstrahlungen in die SPD und in die Bayerische Volkspartei hinein, waren zu distinguiert, um dem nationalsozialistischen Brimborium mit seinen Appellen, Ritualen und Gedenktagen viel Geschmack abgewinnen zu können. Ich erinnere mich lediglich an einen leicht verrückten Chemie- und Biologielehrer, einen Kriegsversehrten aus dem Ersten Weltkrieg, der in SA-Uniform in die Schule kam. Als im April

1933 das »Gesetz zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums« erlassen wurde, war er ironischerweise das einzige Opfer und wurde zwangspensioniert. Die Schulleitung hielt ihn zu Recht für völlig untauglich.

Der Jubel, den ich am 9. März beobachten konnte, gab die Einstellung der Bevölkerung nicht genau wieder. Die Menschen, die trauerten und Angst hatten, sind daheim geblieben – nur die anderen gingen auf die Straße und schrien Heil. Das Aufmarschieren und das Heil-Schreien gehörten ebenso zur Einschüchterungspraxis des Regimes wie die Übertragung vieler Reden Adolf Hitlers im Rundfunk. Wer nämlich während einer solchen Übertragung auf die Straße ging, galt automatisch als Gegner des Regimes, weil er nicht zu Hause war und dem »Führer« lauschte. Während die einen tatsächlich am Volksempfänger saßen, um Hitler zu hören, blieben die anderen nur deshalb in ihren Wohnungen, weil sie sich nicht auf die Straße wagten. Ich bin mir auf leeren Straßen vorgekommen wie in einer Totenstadt. Und aus den Fenstern dröhnte es: »Volksgenossen ...« Die Übertragung von Hitler-Reden war eine merkwürdige Art von »Straßenfeger«, wie man es eine Generation später bei der Übertragung großer Fußballspiele im Fernsehen erlebte.

Sehr genau erinnere ich mich an den 30. Juni 1934, den Tag des sogenannten Röhm-Putsches. Während des Sportunterrichts am Nachmittag gab es plötzlich Alarm. Ich ging nach Hause. Die Gerüchte gaben nicht viel her, aber abends rückte die Reichswehr mit ein paar Mannschaftswagen in der Schellingstraße an und durchsuchte den Verlag des »Völkischen Beobachters« ganz in unserer Nähe. Von dem, was sich in der Nacht zwischen Bad Wiessee und München abspielte, und von den Erschießungen in Stadelheim erfuhren wir durch einen Hauptmann der Bayerischen Landespolizei, die seit dem 1. April 1933 Himmler unterstellt war und die es nur noch dem Namen nach gab. Er war der Sohn eines Soziologieprofessors an der Technischen Hochschule München. Am Morgen des 1. Juli erzählte er meinem Vater, den er seit langem kannte, im Laden, daß seine Einheit Exekutionen in Stadelheim habe durchführen müssen.

Die Vorgänge vom 30. Juni sowie Hitlers berüchtigte Rechtfertigungsrede wurden sehr unterschiedlich aufgenommen. Die einen

waren der Ansicht, daß Hitler jetzt endgültig den Boden des Rechtsstaates verlassen und sein wahres Gesicht gezeigt habe, indem Mord auf Führerbefehl von nun an eine Frage der Staatsräson sei. Die anderen glaubten seinen Beteuerungen und meinten, jetzt sei die revolutionäre Phase abgeschlossen, wo gehobelt werde, fielen nun einmal Späne. Nicht zu unterschätzen dabei ist die Stimmung, die die Reichswehr gemacht hat. Die Reichswehr war die Komplizin der Morde vom 30. Juni, sie hat sie gedeckt, sie hat sie mit Champagner gefeiert. Da man sich als Sieger fühlte, hat man sogar den Mord an zwei Generalen hingenommen und wagte es nicht einmal, ihnen in Uniform das letzte Geleit zu geben, weil Hitler dies verboten hatte.

Die ambivalente Haltung der Bevölkerung war nicht verwunderlich: Wer auf die Morde an Schleicher, Bredow und anderen sah, den schauderte es; wer auf die Morde innerhalb der SA-Führung schaute, der glaubte, jetzt sei die gewalttätige Phase der Machtergreifung beendet. Bei uns zu Hause hielt man, obwohl man Hitler schon vorher das Schlimmste zugetraut hatte, von diesem Tag an in Deutschland alles für möglich. Der brutale Machtwille der Nazis hatte sich blutig offenbart. Schon im Februar 1933 war das Konzentrationslager Dachau eingerichtet worden. Dieser Name war mit Grauen verbunden, auch wenn man nichts Genaueres wußte, als daß dort Freiheit und Menschenwürde, Recht und Menschlichkeit endeten. Wenn es hieß, einer kommt nach Dachau, wurden alle blaß.

1935 machte ich mein Abitur – mein Reifezeugnis war in ganz Bayern das beste dieses Jahrgangs. In Religion, Deutsch, Latein, Griechisch, Englisch, Mathematik, Physik, Geschichte und Geographie erhielt ich ein »hervorragend«, also die Note 1, nur im Turnen mußte ich mich mit einem »lobenswert« begnügen. Als erläuternde Bemerkung war hinzugefügt: »In der schriftlichen Prüfung erzielte er in allen Fächern die gleichen vorzüglichen Ergebnisse, wie sie schon der Jahresfortgang aufweist. Die mündliche Prüfung wurde ihm erlassen. Während seines Aufenthalts an der Anstalt hat er sich durch seinen ernstesten, zielbewußten Fleiß, seine lebendige Teilnahme am Unterricht und seine sittliche Führung das volle Lob und Vertrauen aller seiner Lehrer erworben. Er verläßt die Schule mit einem durchweg sehr erfreulichen Maß gediegener Kenntnisse. Er ist körperlich sehr

gut entwickelt, ein gewandter Turner und Radfahrer. Besondere Erwähnung verdienen seine hervorragenden Leistungen in Kurzschrift.«

Wenn ich auf meine Mitschüler am Max-Gymnasium zurückblicke, so sind aus ihnen eine Menge tüchtiger Leute hervorgegangen, Chirurgen, Verwaltungsjuristen, Ärzte, Architekten. Die berühmtesten Schüler unseres Gymnasiums hatten zu meiner Zeit natürlich längst Abitur gemacht: Max Planck und Werner Heisenberg.

Aufrecht durch die Jahre des Studiums

Mit meinem Abitur erhielt ich nach einer zusätzlichen mündlichen Prüfung die »unbedingte Aufnahme« in die Maximilianeums-Stiftung, die, von König Max II. im vorigen Jahrhundert gegründet und bis auf den heutigen Tag lebendig, für die begabtesten Schüler Bayerns bestimmt ist. Auf kostenlose Unterkunft und Verpflegung im Maximilianeum am Hochufer der Isar verzichtete ich, da die Wohnung meiner Eltern in unmittelbarer Nähe der Universität lag. Den Einzug in das Maximilianeum, in dem heute der Bayerische Landtag Mieter ist, holte ich 1978 nach – als Abgeordneter und Bayerischer Ministerpräsident.

An das Abitur schlossen sich zunächst sechs Monate Arbeitsdienst an, von denen ich die ersten vier Wochen in Holzgünz bei Memmingen verbrachte, den Rest in München-Freimann. Ich hatte einige Ersparnisse, die ich mir als Nachhilfelehrer erworben hatte; einen Teil davon setzte ich damals ein und machte den Führerschein. Meine Schwester hielt das für völlig sinnlos, da ich mir weder jetzt noch in nächster Zukunft ein Auto kaufen könne. »Was willst du denn mit dem Führerschein anfangen?« Meine Antwort sei gewesen, so erzählt sie noch heute jedermann: »Der fängt doch einen Krieg an. Meinst du, daß ich für den Deppen zu Fuß durch Europa marschiere!« Dieser Führerschein hat dann eine wichtige Rolle gespielt und, wie ich glaube, zur Rettung meines Lebens beigetragen, weil ich damit 1939 zur motorisierten Truppe kam.

Kaum hatte ich den Führerschein in der Tasche, war ich auch schon bald motorisiert. Mein Motorrad versetzte mich in die Lage, die Ziele meiner mit dem Fahrrad begonnenen Entdeckungsreisen erheblich weiter zu stecken. Finanzielle Hilfe der Eltern brauchte ich für den Erwerb meines geliebten Motorrads nicht in Anspruch zu nehmen. Ich gab weiterhin Nachhilfeunterricht, arbeitete mit bei der

Herausgabe des »Handbuchs der Altertumswissenschaft« durch Geheimrat Walter Otto und betreute für den Verlag C. H. Beck Veröffentlichungen zur Alten Geschichte und zur Klassischen Philologie.

Obwohl ich das beste Reifezeugnis Bayerns vorlegen konnte, war mein Antrag auf Immatrikulation an der Ludwig-Maximilian-Universität zunächst abgelehnt worden. Eine Begründung dafür gab es nicht. Da ich weder Mitglied der Hitlerjugend noch der SA noch der SS war und da die politische Einstellung meiner Eltern und auch die meine kein Geheimnis waren, ließen sich die Gründe denken. Man verwies mich, was schon aus wirtschaftlichen Gründen nicht möglich gewesen wäre, nach Erlangen oder Würzburg. Wieder war es Professor Zellinger, der intervenierte. Er ging mit meinem Abiturzeugnis zum Dekan der Philosophischen Fakultät der Universität München, Walter Wüst, Professor für »arische Kultur und Sprachwissenschaft«, bekannt als »Rassen-Wüst«, und meinte, es ginge doch nicht an, daß er, Wüst, immer davon rede, tüchtige junge Leute müßten gefördert werden, gleichzeitig aber der beste Abiturient Bayerns nicht zum Studium zugelassen werde. Zwei Tage später war ich immatrikuliert.

Die Verhältnisse an der Alma mater waren wenig erfreulich, das ganze Klima war lähmend. Die Universität war fest in den Händen der Nazis, und das nicht erst seit der Machtübernahme. Viele Universitäten waren alles andere als Stätten der Geistesfreiheit, sie waren Brutstätten des Nationalsozialismus. Unter den Professoren gab es viele stramme Anhänger der neuen Zeit. Professoren, von denen man wußte, daß sie dem Regime kritisch gegenüberstanden, waren der berühmte Romanist Karl Voßler, der an die Luft gesetzt wurde, und auch mein wichtigster akademischer Lehrer, der Althistoriker Walter Otto, der noch den Titel Geheimrat trug.

Professor Otto hatte sich bereits vor dem Ersten Weltkrieg mit seinem zweibändigen Hauptwerk »Priester und Tempel im hellenistischen Ägypten« einen Namen gemacht. Zu ihm fand ich ein enges menschliches Verhältnis, das von großer Offenheit geprägt war. Die politische Entwicklung registrierte er sorgsam und besorgt, und immer wieder hat er gegen den Zeitgeist gewettert. Die Gespräche, die wir führten, wenn ich ihn nach der Vorlesung von der Universität in die Widenmayerstraße quer durch den Englischen Garten beglei-

tete – im Sommer trug er stets einen hellen Anzug und einen hellen Spazierstock, im Winter einen dunklen Paletot –, waren von düsteren Blicken in die Zukunft gekennzeichnet. Schon früh und mehr als einmal sagte er: »Es kommt zum Krieg, Strauß! Und dieser Krieg ist von vornherein verloren.« Im Mai 1939 habe ich in kleinem Kreise ganz ähnliches gesagt: »Wenn der Krieg kommt, dann wird er verloren; der einzige Ausweg für uns sind die Vereinigten Staaten von Europa.« Für dieses Wort gibt es heute noch eine Zeugin in München, die emeritierte Romanistin Dr. Dorothee Grokenberger.

Der Althistoriker Hermann Bengtson war zu jener Zeit noch Student an der Münchner Universität. Zu meinem 70. Geburtstag erinnerte er sich: »Strauß fand bald Zugang zu dem Althistoriker Walter Otto, der sein eigentlicher Lehrer geworden ist. Der Professor aus Breslau und der Student aus München haben viele Gespräche miteinander geführt, vor allem über politische Dinge und nicht nur über Alte Geschichte. Otto war ein prominentes Mitglied der Mittelpartei in Bayern gewesen (so nannte man hier die Deutschnationalen). In der politischen Grundhaltung trafen die beiden zusammen.

Strauß war Maximilianer gewesen, er zeichnete sich durch hervorragende Leistungen in der Wissenschaft aus, im Staatsexamen erreichte er ein Prädikat, das noch nie, soweit man dies in den Akten zurückverfolgen konnte, in Bayern von einem Kandidaten erzielt worden war. Strauß war einige Jahre jünger als ich. Dies erklärt die Tatsache, daß wir in den Seminaren Ottos nicht zusammengetroffen sind. Walter Otto hätte es gern gesehen, wenn Strauß eine Dissertation über die Universalgeschichte des Pompejus Trogus in Augusteischer Zeit geschrieben hätte. Doch ist die Arbeit wegen der Zeitumstände nicht zu Ende geführt worden. Sie wäre auch heute noch nützlich.

Was an Strauß besonders auffiel, war sein selbständiges Urteil, die NS-Propaganda war von ihm wirkungslos abgeprallt. So äußerte er sich ganz positiv über das antike Judentum, ähnlich wie seinerzeit Theodor Mommsen. Überhaupt nahm Strauß kein Blatt vor den Mund, er ging den Dingen auf den Grund.«

Mit Begeisterung habe ich die Vorlesungen des Historikers Karl Alexander von Müller gehört. Er besaß eine brillante Darstellungsgabe, aber was er bot, war alles andere als Schaum, es war Fleisch und

Substanz. Ich erinnere mich besonders an seine Vorlesungen über die Geschichte der Napoleonischen Kriege, wobei seine Sympathien wohl eher Metternich galten als Napoleon, wie es dem Zeitgeist des Dritten Reiches entsprochen hätte. Von Müller genoß über alle politischen und weltanschaulichen Grenzen hinweg ein hohes persönliches und ein beachtliches wissenschaftliches Ansehen. Bei ihm legte ich mein Staatsexamen in neuer und neuester Geschichte ab, er, gab mir die Note 0,5.

Der Umgangston zwischen Professoren, Assistenten und Studenten war, soweit ich es beurteilen kann, kollegial. Ich erinnere mich an Weinabende, bei denen es, in äußerlich sehr bescheidenem Rahmen, außerordentlich gemütlich und freundschaftlich zuging. Sicherlich standen sich zwei verschiedene Welten gegenüber – auf der einen Seite die alte akademische Tradition, auf der anderen die forsche Robustheit der Anhänger der neuen Zeit. Und mit jedem Jahr wurde der Bruch, auch der akademische Stilbruch deutlicher. Die Universität war keineswegs, wie das von der Reichswehr oder der frühen Wehrmacht behauptet wurde, eine Art politisches Refugium. Sie war weitgehend politisiert, und zwar bis in die theologische Fakultät hinein.

Und dennoch: Einer meiner Lehrer, der Altphilologe Franz Dirlmeier, bietet ein anschauliches Beispiel dafür, wie sorgsam man sein Urteil wägen muß, wenn man die Zeit des Dritten Reiches aus dem sicheren Abstand von Jahrzehnten bewertet. Dirlmeier war Gauführer des NS-Dozenten-Bundes, hat in dieser Funktion jedoch vielen geholfen, die mit den Nazis ihre Schwierigkeiten hatten. Sicherlich war er kein getarnter Widerstandskämpfer. Ihn so zu sehen, wäre falsch. Aber er hat sich nie unanständig benommen und ist nie als glühender Nazi aufgetreten. Er genoß absolutes Vertrauen – dies ging so weit, daß ich ihm später aus dem Feld ziemlich offene Briefe schrieb. Daß er je irgend jemanden denunzieren könnte, war völlig undenkbar.

So wurde ich mehrmals bei ihm angeschwärzt, und mehrmals hat er mich gewarnt; ich würde nicht zum Examen zugelassen werden und riskierte Schlimmeres, falls ich nicht endlich meinen Mund hielte. Besonders angelastet wurde mir, daß ich in keiner Parteiorganisation Mitglied war. Dirlmeier riet mir, in das NSKK, das Nationalsozialistische Kraftfahrer-Korps, einzutreten – dies würde es ihm

erleichtern, mir zu helfen, andernfalls könne er mich nicht länger halten. So bin ich in das NSKK eingetreten, gleichzeitig mit meinem ehemaligen Schulkameraden Asböck und mit Anton Fingerle, dem späteren Stadtschulrat von München. Unser Trio hieß »die katholische Mafia«.

Im NSKK waren im Gegensatz zur SS, wo es von eifernden Scharfmachern wimmelte, biedere Handelsleute, Prokuristen, Diplomingenieure, Architekten, Handwerker vertreten; ein Hafnermeister aus der Theresienstraße war unser Sturmführer. Über das NSKK hieß es abfällig »Nur Säufer, keine Kämpfer«. Man zahlte einen kleinen Monatsbeitrag, und alle zwei Wochen war »Sturmabend«; dabei ging es um die Verlesung irgendwelcher Organisationsinterna oder um die Vorbereitung der nächsten Geländefahrt.

Um nicht in die peinliche Lage zu kommen, uns ideologische Vorträge anhören zu müssen, haben meine Freunde und ich beschlossen, den Posten des »weltanschaulichen Referenten« mit einem aus unserer Mitte zu besetzen. Ich bin es dann geworden, und dies hat man mir später immer wieder vorgehalten. Dabei hatten meine gelegentlichen Vorträge mit allen möglichen historischen Themen zu tun, nur nichts mit den Nazis und ihrer Ideologie. Wäre ein anderer an meinem Platz gewesen, hätten wir uns die ganze nationalsozialistische und antisemitische Pseudophilosophie anhören müssen. Diese »verkehrte Welt« des Totalitarismus wird von Leuten, die diese Zeit nie kennengelernt haben, oftmals nicht begriffen. Ein Beispiel aus den Kriegsjahren: 1942 wurde im Beurteilungsbogen für Offiziere eine neue Rubrik eingeführt, »Weltanschauung«, in der es um die »nationalsozialistische Haltung« des Betreffenden ging. Ich habe die Personalpapiere in meiner Abteilung geführt, und als wir gegen Ende des Krieges auszuseiben begannen, habe ich bei jedem überzeugten Nazi geschrieben: Ist weltanschaulich noch so wenig gefestigt, daß weitere Frontbewährung dringend notwendig ist. Bei denen, von denen man wußte, daß sie gegen Hitlers Herrschaft waren, schrieb ich: Ist so bewährt und ein so glühendes Vorbild, daß er in der Heimat unentbehrlich ist. So haben wir die Truppe »gesäubert«. Wenn dies hinterher jemand zu lesen bekam, mußte er zu völlig falschen Schlüssen gelangen – der größte Nazi hatte auf einmal einen Persilschein.

Einmal hatten wir einen ganz wilden Nazi in der Abteilung, einen hauptamtlichen HJ-Führer, der die Soldaten schikanierte und unablässig sonntägliches Strafoxerzieren befahl. Den wollten meine Freunde und ich unbedingt loswerden. Als wieder eine Beurteilung anstand, schrieb ich: Ist leider noch nicht so gefestigt, daß er als Ausbilder in der Heimat angesichts der schwierigen Zeiten weiterhin verwendet werden sollte, Abstellung zur Front wird dringend empfohlen. Der Oberst, bei dem ich eine Vertrauensstellung hatte, unterschrieb, was ich ihm vorlegte. Vierzehn Tage später kam der Marschbefehl. Wütend und mit haßverzerrtem Gesicht stürmte der HJ-Führer, der noch an seiner Uniform das Parteiabzeichen trug, die Schreibstube: »Ich weiß, wem ich das zu verdanken habe!« – »Was wollen Sie denn?« erwiderte ich. »Ihre Abstellung zur Front ist doch eine große Auszeichnung. Wie glücklich wäre ich, wenn ich dieselbe Möglichkeit hätte. Für einen überzeugten Nationalsozialisten gibt es doch kein größeres Glück, als für den Führer kämpfen zu dürfen.«

Ich habe diesen Sprachschatz beherrscht wie ein tibetischer Mönch sein »Om mani padme hum«. Mein Gegenüber hat genau gewußt, was ich denke, aber gegen die Phrase war er machtlos. Das System war auf Lüge und Verlogenheit, auf Täuschung und Hinterlist aufgebaut. Nach dem Krieg – ich war schon Minister – besucht mich der ehemalige Adjutant eines Generals im Bundeshaus. Wir sprechen über alte Zeiten, tauschen Erfahrungen und Erlebnisse aus. Mein Besucher berichtet mir, daß er gut aus dem Krieg herausgekommen sei, nur am Schluß wäre es beinahe schiefgegangen. »Ich war Abteilungskommandeur, als mir ein Leutnant zugeteilt wurde, bei dem ich von Anfang an ein ungutes Gefühl hatte. Wir lagen in Schlesien auf einem Gutshof, als der Leutnant die Wände anpinselte: ›Der Führer hat immer recht«. Der Gutsbesitzer, ein alter Deutschnationaler, beschwert sich bei mir. Ich stelle den Leutnant zur Rede, befehle, daß diese Inschrift wieder entfernt wird. Daraufhin denunziert mich der beim Oberbefehlshaber der Heeresgruppe Weichsel, Heinrich Himmler. Ich komme vor das Reichskriegsgericht, aber das Verfahren wird vorerst ausgesetzt, weil man keine Kommandeure mehr hat.« Der Leutnant war jener, den ich zur Front abgestellt hatte.

Ich studierte in München Alte Sprachen, Geschichte und Germanistik für das höhere Lehramt. Dazu nahm ich noch vier Semester Volkswirtschaft. Dies hatte einen besonderen Grund. Wenn Hitler bleiben sollte, würde ich mit dem Staatsdienst Schwierigkeiten bekommen, und für diesen Fall wollte ich den Diplom-Volkswirt machen, um die Laufbahn als Gymnasiallehrer aufgeben und irgendwo in der Wirtschaft arbeiten zu können. Eine Reihe von ehemaligen Mitschülern hat aus dem gleichen Grund Volkswirtschaft studiert.

Unter den überzeugten Anhängern des humanistischen Bildungsideals gab es eine gewisse Gemeinsamkeit, die zum Teil auch von denen hochgehalten wurde, die das Parteiabzeichen trugen. So ist mir der 1943 wegen Hochverrats zum Tode verurteilte und hingerichtete Professor Kurt Huber, der in enger Fühlung mit oppositionellen Studentengruppen wie der »Weißen Rose« um die Geschwister Scholl stand, mit einem Riesenparteiabzeichen aufgefallen.

Bei Professor Huber hörte ich Philosophie; er hat als akademischer Lehrer keinen tiefen Eindruck hinterlassen, seine Vorlesungen erschienen mir nicht nur ziemlich langweilig, sondern auch in einer Weise »angehaucht«, daß ich mir dachte, schon wieder ein Nazi. An diesem Beispiel sieht man, wie einfach es sich im Rückblick die Generation von heute mit ihrer strikten Einteilung in Gut und Böse, in Schwarz und Weiß macht, während derjenige, der diese Zeit erlebt hat, weiß, daß die Dinge oft anders lagen, daß ein Parteiabzeichen über Charakter und Haltung eines Menschen in vielen Fällen gar nichts sagte.

Die Gleichgesinnten an der Universität erkannten sich bereits daran, daß sie »Grüß Gott« sagten statt »Heil Hitler«. »Grüß Gott« konnte nicht bestraft werden, ebensowenig wie »Guten Tag«, wenn auch die Nazis beide Grußformeln mißliebig aufnahmen. Ich war nie sehr vorsichtig. Als ich einmal einem Kommilitonen, der von der »braunen Fakultät« war, mit »Grüß Gott« begegnete, meinte der: »Du gehörst auch zu den ewig Gestrigen. Du bist zehn Jahre zurück.« Da habe ich gesagt: »Vielleicht bin ich schon zehn Jahre voraus!«

Auch als Student lebte ich noch zu Hause, gewissermaßen um die Ecke in der Schellingstraße. Unsere Lebensverhältnisse waren nach wie vor bescheiden. Wein beispielsweise war weitgehend unbe-

kannt, zum Essen trank man dunkles Bier, zwei bis drei Halbe waren die Familientradition. Damals kostete eine Halbe 20 Pfennig, das war natürlich weit mehr Geld als heute. Monatseinkommen von 150 bis 200 Mark waren die Regel, 250 Mark waren schon sehr viel. Mein erstes Monatsgehalt, nachdem ich am 1. Februar 1943 zum Studienrat ernannt worden war, betrug 390 Mark brutto, und mit einem solchen Einkommen war man schon ein »besserer Herr«.

Ins Theater gingen wir kaum, auch von der Schule aus nur gelegentlich. Ein Konzert habe ich zum ersten Mal besucht, als ich in der Unterprima war. Ein Instrument spielte bei uns zu Hause niemand, auch meine Schwester Maria nicht, die jedoch sehr viel musikalischer war als ich und oft in die Oper ging. Meine Musikalität ist sehr begrenzt – als diese Gottesgabe verteilt wurde, sind andere Träger des Namens Strauß offensichtlich schon so reichlich bedacht gewesen, daß für mich nichts übriggeblieben war. Ein Rundfunkgerät gab es bei uns erst nach dem Krieg. Ausländische Sender habe ich zum ersten Mal im August 1939 bei Bekannten gehört, später dann mit den guten Wehrmachtempfängern. Bei Freunden hörte ich während des Krieges auch Radio Beromünster mit der »Weltchronik«, den Lageberichten von Jean Rodolphe von Salis. An ausländischen Zeitungen las ich gelegentlich die Basler »National-Zeitung«, die ich mir am Bahnhof in München besorgte. Die »Neue Zürcher Zeitung« habe ich Ende der vierziger Jahre zum ersten Mal zu Gesicht bekommen. Eine der wichtigsten Informationsquellen während des Krieges bei den Luftwaffenstäben war die Schweizer »Internationale Luftfahrt-Korrespondenz«, die heute noch bestehende »Interavia«, die die genauen Produktionsziffern und weitere aufschlußreiche Angaben über das Luftwaffenpotential der Kriegsgegner brachte. Ich hatte mir schon als Kind und dann auch während meiner Schulzeit selten etwas gefallen lassen. Aufrecht durchschritt ich auch die Jahre meines Studiums. Szenen wie jene mit dem »Heil-Hitler-Kommilitonen« gab es viel. Deshalb mußten mich auch wohlmeinende Professoren immer wieder ermahnen, doch vorsichtiger zu sein und den Mund zu halten. Ohne daß es mir vielleicht bewußt war, ging es in diesen Jahren wohl darum, die eigene Identität zu wahren gegenüber jedem Angriff und Druck. Es war die Auflehnung der Kreatur gegen eine

Ordnung, die mir zutiefst zuwider war. Die Frage, ob ich mir mit ein wenig mehr Selbstbeherrschung die riskanten Konfrontationen ersparen könnte, hat sich mir nicht gestellt. Mein Verhalten war impulsiv und eruptiv, da war keinerlei Filter vorgeschaltet. Wenn man heute die Wahrheit sagt über jemanden, dann kann dieser höchstens beleidigt sein, damals war die Wahrheit, war jedes offene Wort lebensgefährlich.

Wenn ich bei der Beschreibung meines persönlichen Hintergrundes immer wieder zu meiner Herkunft aus bäuerlich-handwerklichen Kreisen zurückfinde, dann deshalb, weil hier meine stärksten Wurzeln liegen. Unsere Familie gehörte zum hauptstädtischen Kleinbürgertum. Der Besuch des Max-Gymnasiums bedeutete für mich nicht den Aufstieg in das Bildungsbürgertum, zumindest nicht bewußt, sondern ganz einfach den Weg, auf dem ich mein Ziel, Gymnasiallehrer zu werden, erreichen konnte. Sicherlich haben mich auch die Jahre am Max-Gymnasium geformt: Die Elemente und Einflüsse, die einen Menschen prägen, lassen sich eben nicht säuberlich trennen und in jede Einzelheit auflösen. Alles in allem sind in meiner Entwicklung wohl zwei Richtungen zusammengetroffen, eine katholisch-konservative und eine bürgerlich-liberale.

Was für einen Menschen gilt, daß man ihn weder eindeutig einordnen noch in seine verschiedenen Komponenten zerlegen kann, gilt auch für Parteien. Eine Partei wie die CSU kann nach meiner Analyse nicht mit einem einzigen Begriff beschrieben werden. Man faßt die CSU nicht mit Worten wie christlich-sozial, konservativ, liberal oder national. Wir sind ebensogut eine liberal-konservative Partei auf christlich-sozialer Grundlage wie eine christlich-soziale Partei mit liberalem Hintergrund, die auch konservativ ist. Es ist unmöglich, ein so kompliziertes Phänomen wie die CSU auf einen einfachen Nenner zu bringen, und gerade das macht die Stärke unserer Partei aus. Eine Partei, die einfach einzuordnen und zu beschreiben ist, hat keine Mehrheitschance.

Vermutlich gehört es zu den ungeschriebenen und vielen gar nicht bewußten Geheimnissen meiner Wahlerfolge, daß die verschiedenen Seiten, die das heutige Bayern und die CSU bestimmen, in mir

integriert sind – mit allen Widersprüchen und Rissen. Ich bin eine Identifikationsfigur für viele und auch für Gegensätzliches. Das geht, auf Bayern bezogen, schon bei der Geographie an. Ich bin Franke und Altbayer zugleich, mein Vater stammte aus Franken, meine Mutter aus Altbayern. Vom Elternhaus her bin ich ein strenger Katholik, aber durch ein fast freidenkerisches Gymnasium und durch sechs Jahre Militär, bei dem Konfessionsfragen überhaupt keine Rolle spielten, bin ich ein liberaler Katholik geworden. Auf der einen Seite bin ich ein überzeugter, seine Heimat liebender und in ihr verwurzelter Bayer, auf der anderen Seite war und bin ich ein Gegner jedes separatistischen Denkens, einer, der nach dem furchtbaren Erlebnis des Zweiten Weltkrieges bewußt und unerschütterlich in der nationalen Verantwortung für ganz Deutschland steht. Diese Haltung bestimmt mein Handeln sowohl in der Deutschlandpolitik als auch in der Verteidigungspolitik, und zwar weit über Bayern und auch über Deutschland hinaus.

Es sind die nicht ohne weiteres zu erklärenden oder aufzulösenden Antinomien, die den Menschen ausmachen und die man als Politiker in der Demokratie aushalten und ausgleichen, mit denen man leben muß. Man gehört vielen Welten an, deren Gegensätze man in sich verbindet, und bezahlt dies damit, daß man keiner dieser Welten ganz angehört. So bin ich einerseits ein Mann, der in das bayerische Milieu hineinpaßt, als ob es für mich geschneidert wäre, andererseits habe ich von Beginn meines politischen Wirkens an in weltbürgerlicher Offenheit die globalen Herausforderungen gesehen und mich ihnen gestellt.

Je fester der Boden ist, auf dem man steht, je klarer die Grundsätze sind, nach denen man handelt, um so mehr Freiheit hat man als Politiker, das Mögliche und Notwendige zu tun. Diese feste Bindung ist, um zwei Beispiele zu nennen, eine der Voraussetzungen meines Umgangs mit Ostblock-Potentaten, aber auch des Umgangs mit der Vergangenheit. Ich glaube nicht, daß man mit der Vergangenheit – die in ihrer ganzen geschichtlichen Wahrheit, mit ihren Licht- und Schattenseiten gesehen werden muß – die Menschen prügeln darf. Ich bin katholisch genug zu wissen, daß die Menschen sündhaft und fehlbar sind, allzumal der Gnade bedürftig. Nur eine falsche Vorstel-

lung geht davon aus, daß der Mensch perfekt sei und daß er, wenn er einmal gesündigt hat, deswegen fortwährend gestraft werden müsse. Der versöhnliche Charakter des christlichen Gedankens, der für das Selbstverständnis der Unionsparteien so wichtig ist, spielt hier eine wesentliche Rolle. Die Mitläufer aus der Zeit des Dritten Reiches waren keine ehrlose Schicht. Daß viele von ihnen nach dem Krieg die Unionsparteien gewählt haben, zeigt, wie kompliziert die Dinge liegen; sie werden nur oft durcheinandergebracht. Ein Mann wie Albert Speer hat, als er dazu in der Lage war, nach eigener Aussage SPD gewählt, obwohl es eine Tendenz der Sozialdemokraten war, noch den letzten NS-Kassenwart zu verfolgen – außer, er ging zu ihnen!

Um von mir einmal in der dritten Person zu sprechen: Strauß, der im öffentlichen Urteil als der große Polarisator erscheint, ist in Wirklichkeit – nicht nur was seine Partei angeht, aber vor allem für seine Partei – der große Integrator, der alle Strömungen und Flügel in sich zusammenfaßt und Gegensätze zum Ausgleich zu bringen weiß. Man lügt sich nicht etwas in die Tasche, wenn man feststellt, daß die CSU keine Flügel hat. Es gibt zwar Ärger und Krach und Streit mit Zukurzgekommenen, aber Flügel, wie sie anderen Parteien Kopfzerbrechen bereiten, kennen wir nicht oder, wenn ich an die Auseinandersetzungen in den Anfangszeiten unserer Partei denke, nicht mehr. Die CSU genießt freilich auch den Vorteil, daß sie eine natürliche Tendenz zur Flügelbildung auffangen kann durch eine starke regionale Ausprägung. Die landschaftliche und landsmannschaftliche Prägung ist als Wesensmerkmal Bayerns nicht nur respektiert, sie wird auch gelebt. Und in der CSU spiegelt sich das wider.

Soldat vom ersten bis zum letzten Tag

Ich kenne den Krieg. Deshalb will ich den Frieden. Das ist meine persönliche Konsequenz aus dem Zweiten Weltkrieg, der Europa an den Rand des Untergangs und die Deutschen in die größte Katastrophe ihrer Geschichte geführt hat. Von Anfang an habe ich im Abfall der deutschen Politik von den Grundnormen des christlichen Sittengesetzes die Ursünde gesehen, aus der alles Unheil erwuchs, das eine verbrecherische und verblendete deutsche Politik über die Völker Europas und nicht zuletzt über das deutsche Volk selbst gebracht hat.

Im Juli 1935 war ich zum ersten Mal gemustert und »tauglich Kraftfahrkampfruppe« befunden worden. »Tauglich Kraftfahrkampfruppe« bedeutete in Wirklichkeit »tauglich Panzertruppe«, aber da keine Panzer zur Verfügung standen, wurde ich nicht einberufen. 1936 wurde ich wegen meines Studiums, 1937 wegen einer schweren Bronchitis zurückgestellt. Im Juli 1939, als ich acht Semester hinter mir hatte und kurz vor dem ersten Staatsexamen stand, wurde ich erneut gemustert. Der Musterungsarzt, ein alter Oberstabsarzt mit goldumrandeter Brille, war ein gütiger Herr, das Gegenteil dessen, was ich bis dahin an forschen Stabsärzten kennengelernt hatte. Einer von ihnen hatte mich 1936 angefahren: »So, Sie wollen sich wohl drücken?« Ein Jahr später, als ich bei der Musterung erneut vor ihm stand, entdeckte er einen Schatten auf der Lunge: »Welcher Esel hat Sie denn tauglich geschrieben?« – »Sie, Herr Stabsarzt, im vorigen Jahr!«

Der Arzt von 1939 war anderer Art; ich hätte eine Bronchitis, meinte er, da müsse man Obacht geben, daß das keine Tuberkulose werde, und Plattfüße hätte ich auch. Ich widersprach: »Plattfüße? Habe ich noch nie gehabt!« Da erst merkte ich, daß er mir ein Gebrechen anhängen wollte, damit ich mit vier Monaten davonkäme. Ich habe schnell geschaltet: »Neuerdings habe ich auch den Verdacht.«

Dann mußte ich in der Badehose vor der Musterungskommission antreten.

Musterungskommandeur war Oberst Heil, Vater von zwei Söhnen, die mit mir am Max-Gymnasium gewesen waren. Er war ein stocksteifer Offizier, ein Oberst wie aus dem Bilderbuch oder besser, aus dem »Simplizissimus«. Er wußte, daß ich aktiver Sportler war und bereits ein großes Radrennen gewonnen hatte. Das »bedingt tauglich« im ärztlichen Befund brachte ihn auf. Der Oberstabsarzt habe anscheinend alle nur bedingt tauglich geschrieben, sei wohl ein ausgesprochener Menschenfreund. Dann nahm er den Arzt an; wenn er noch einmal mit so einem Zeugnis komme, werde er es aufheben. Der Oberstabsarzt beharrte: »Herr Oberst, der medizinische Befund ist meine Sache.« Der Oberst gab nach: »Gut, also vier Monate Infanterie!«

Ich bin rausmarschiert, habe mich angezogen – und bin wieder umgekehrt. Der diensttuende Feldwebel fuhr mich an: »Was wollen Sie denn noch?« Wieder vor dem Musterungskommandeur stehend, habe ich ein Riesentheater aufgezogen, habe geklagt, wie leid es mir täte und wie es mich treffe, daß ich nur vier Monate dienen dürfe. Ich sei auf die kurze Dienstzeit gesetzt worden, weil ich nur schwer marschieren könne, aber gut marschieren könne ich weder zwei Jahre noch vier Monate. Der Oberst unwirsch: »Was wollen Sie denn dann?« – »Ich möchte zu einer motorisierten Truppe, Herr Oberst. Ich habe ein Motorrad, ich habe einen Führerschein, bin bei Wettbewerben mitgefahren, bin ein leidenschaftlicher Motorsportler.« Der Oberst zu seinem Feldwebel: »Haben wir noch etwas frei bei der schweren motorisierten Truppe?« In Landsberg waren noch ein paar Plätze bei der Artillerie frei. Darauf der endgültige Bescheid: »Also gut, streichen Sie die Infanterie, schwere motorisierte Artillerie, ab!« So bin ich zur schweren motorisierten Artillerie gekommen, die im Vergleich zur Infanterie fast eine Art Lebensversicherung war.

Den August 1939 verbrachte ich in der Oberpfalz, wo ich als Hauslehrer bei einer befreundeten Familie tätig war. Mit gespannter Aufmerksamkeit verfolgte ich die Vorgänge, Nacht für Nacht hörte ich die deutschsprachigen Sendungen der BBC und des polnischen Rundfunks. Meine Furcht, daß der Krieg nun unabwendbar sei, ver-

dichtete sich am 24. August mit der Meldung über den deutsch-sowjetischen Nichtangriffspakt zur Gewißheit. Einen Tag später begann ohne öffentliche Bekanntgabe die allgemeine Mobilmachung. Auch ich erhielt in den nächsten Tagen den Gestellungsbefehl zu einer Artillerie-Ersatzabteilung in Landsberg am Lech.

Noch bis in die Abendstunden des 31. August hinein bestand im Kreise meiner Bekannten in der Oberpfalz die Hoffnung auf eine friedliche Lösung des Polen-Konflikts. Ich hingegen trug, als ich gegen Mitternacht zu Bett ging, die bange Sorge im Herzen, daß in den nächsten Tagen der große Krieg ausbrechen werde. Denn ich hatte nicht den leisesten Zweifel, daß der Angriff Deutschlands auf Polen den Kriegseintritt Englands und Frankreichs zur Folge haben werde. Dies hatten führende englische Staatsmänner und Kommentatoren in den Wochen zuvor so eindringlich unterstrichen, daß es an der englischen Entschlossenheit nichts zu deuteln gab. Es war mir damals schon unbegreiflich, daß Hitler und seine engste Umgebung bis in die letzte Stunde hinein sich der Hoffnung hingegeben haben sollen, England werde trotz aller Ankündigungen nicht in den Krieg eintreten.

Am nächsten Tag war es dann soweit. Als ich zum Frühstück erschien, saßen der Hausherr, ein Guts- und Brauereibesitzer in der Nähe von Schwandorf, und seine Frau mit verstörtem Gesicht und mit Tränen in den Augen am Tisch. Im Morgengrauen waren deutsche Truppen in Polen einmarschiert.

Nun trat ich den Rückweg nach München an. Ich mußte in den nächsten Tagen einrücken und wollte mich vorher mit meinen Eltern und meiner Schwester über die Zukunft besprechen. Es gelang mir, noch einige Liter Benzin zu kaufen, um mit meinem Motorrad nach München zu fahren. Als ich dort bei Dämmerung eintraf, bot sich schon das gespenstische Bild der kriegsbedingten Verdunkelung. Die sonst so leuchtende Hauptstadt München war in tiefes Dunkel gehüllt. Die Fahrzeuge fuhren entweder ohne Licht oder bereits mit Verdunkelungseinrichtungen. Im Kreis der Familie bereitete ich mich nun darauf vor, für unbestimmte Zeit Soldat zu sein. Ich ahnte nicht, daß es bis zum April 1945 dauern würde.

Ich kann mich noch sehr genau daran erinnern, wie sich meine Eltern und meine Schwester am Morgen des 3. September mit Trä-

nen in den Augen von mir verabschiedeten. Mit der Eisenbahn ging es nach Landsberg am Lech. Als ich dort aus dem Zug stieg, wurde über Lautsprecher bekanntgegeben, England habe um 11.00 Uhr dem Deutschen Reich den Krieg erklärt. Nach Erledigung der Formalitäten wurde ich einer Artillerie-Nachschubeinheit zugewiesen. In Landsberg am Lech herrschte noch der übliche Sonntagsbetrieb einer Garnison. Als ich am frühen Abend in die Kantine ging, um mein Abendessen einzunehmen, meldete der Rundfunk, daß sich nunmehr auch Frankreich im Krieg mit dem Deutschen Reich befinde. Der deutsche Angriff gegen Polen hatte sich also binnen 60 Stunden zum großen europäischen Krieg ausgeweitet und würde aller Wahrscheinlichkeit nach in einen neuen Weltkrieg einmünden. Noch aus Schwandorf hatte ich unter dem Datum des 18. August 1939 meinem Freund Rudolf Mitterwieser, zu dieser Zeit Unteroffizier in der Max-II.-Kaserne in München, eine offene Postkarte geschrieben: »Mir geht es gut, but I see black, und ich komme mir vor wie auf der Insel der Seligen vor der Abfahrt in die Hölle.« Eine ebenso deutliche wie leichtsinnige Äußerung.

In Landsberg machte ich die verkürzte achtwöchige Ausbildung durch, verbunden mit einer Kraftfahrerschulung auf Pkw und Lkw. Danach wurde ich dem bereits wieder aus Polen zurückverlegten Artillerieregiment 43 zugeteilt. Bei der Munitionskolonne fuhr ich vier Wochen einen Lastwagen, Marke Opel-Blitz, danach wurde ich zur 5. Batterie des Regiments versetzt, die mit 15-cm-Feldhaubitzen ausgerüstet war.

Auch als Soldat konnte ich nicht aus meiner Haut, ließ nicht ab von meinen freimütigen Bemerkungen, mit denen ich mir schon als Schüler und Student Ärger eingehandelt hatte, machte auch in Uniform aus meinem Herzen keine Mördergrube. Im Dezember 1939 äußerte ich mich auf Munitionswache in einem einsamen Eifeldorf gegenüber meinen Kameraden über den Ernst der Lage: daß ich den Krieg für verloren hielt, daß Hitler, Göring, Goebbels und Himmler Kriegsverbrecher seien, daß ich die Steigerung »dumm, saudumm, kriegsfreiwillig« nur allzu richtig fände.

Es kam, wie es kommen mußte. Als ich von einem Kurzurlaub aus München zurückkehrte, wurde ich zum Batterieoffizier befohlen.

Das Verhör sollte fünf Stunden dauern. Pedantisch genau hatte ein Denunziant die defaitistischen Äußerungen des Kanoniers Strauß notiert und Meldung gemacht. Der Krach begann schon damit, daß ich nicht im Stahlhelm antrat, sondern mit dem »Schiffchen«. Vernehmender Offizier war Oberleutnant Helmut Münzing, der Batteriechef; zugegen waren außerdem Leutnant Stengel, ein ehemaliger Schulkamerad, und Leutnant Rohmader, Reserveoffizier und im Zivilberuf Regierungsrat im Bayerischen Kultusministerium.

Ich fühlte, daß es mir an den Kragen gehen sollte, und bot alles auf, was mir an Dialektik zu Gebote stand, um die Vorwürfe zu entkräften. Einen Teil der Beschuldigungen bestritt ich, anderes führte ich auf Verwechslungen zurück. Dumm, saudumm, kriegsfreiwillig – das sei historisch zu verstehen. 1914 seien zwei Millionen Kriegsfreiwillige, die Besten der Nation, sinnlos verheizt worden. 1917 hätten diese Reserven vor allem bei den Offizieren gefehlt, und dies sei einer der wesentlichen Gründe für die Niederlage gewesen. Folglich sei es nicht nur dumm oder saudumm, sondern geradezu verbrecherisch gewesen, 1914 so viele Kriegsfreiwillige einzuziehen. Daß Hitler und Göring, Goebbels und Himmler Kriegsverbrecher seien, behauptete die Feindpropaganda, ebenso wie sie ständig behauptete, daß der Krieg für Deutschland verloren sei – ich hätte doch nur zitiert.

Hartnäckig weigerte ich mich, den aufgrund der Denunziation erstellten Tatbericht zu unterschreiben. Zeugen wurden vernommen. Der eine hatte geschlafen, der andere nichts gehört, der dritte genau das Gegenteil von dem verstanden, was mir vorgeworfen wurde. Meine Einlassungen konnten nicht widerlegt werden. Also wurde ein neuer Tatbericht verfaßt, den ich dann unterschrieb.

Am nächsten Morgen wurde ich zum Batteriechef befohlen, der mir eröffnete: »Strauß, Sie haben wirklich Glück. Der Kommandeur hat den Tatbericht gegen Sie zerrissen.« Der mutige Vorgesetzte, der diese auch für ihn selbst gefährliche Entscheidung getroffen hatte, war Major Ludwig Fergg. Erst nach dem Frankreichfeldzug konnte ich mich bei dem inzwischen zum Oberstleutnant beförderten Fergg bedanken: »Gestatten, Herr Oberstleutnant, ich möchte Herrn Oberstleutnant herzlich danken, denn wahrscheinlich haben Herr Oberstleutnant mein Leben gerettet.« Die offene und ehrliche Ant-

wort: »Reden wir nicht davon. Wenn ich den Tatbericht gegen Sie weitergegeben hätte, wäre ich unehrlich gewesen, denn im Grunde wäre gegen mich der gleiche Tatbericht fällig gewesen. Was Sie damals leichtsinnigerweise gesagt haben und wofür man Sie wegen Dummheit hätte einsperren müssen, das denke ich auch.« Fergg war aktiver Offizier im Ersten Weltkrieg gewesen, dann Wirtschaftsjurist; 1939 war er reaktiviert worden.

Einen der Teilnehmer jenes für mich bedrohlichen Verhörs in der Eifel – Stengel kam nach dem Krieg bei einem Autounfall ums Leben, Rohmader fiel als Hauptmann in Rußland – traf ich viele Jahre später in meiner Zeit als Bundesverteidigungsminister wieder. Bei einem Besuch im Wehrbereichskommando VI stellte mir General Reichelt die Offiziere seines Stabes vor, nannte Namen und Rang, auch einen abwesenden Major Münzing. »Helmut Münzing?« fragte ich. Es war eine unglaublich komische Szene: Da bin ich als Verteidigungsminister dagestanden, und der Major Münzing hat gefehlt. Als er hörte, daß alle Offiziere dem Minister Strauß vorgestellt werden sollen, hat er es vorgezogen, nicht dabeizusein.

Während meines ersten Urlaubs vom Militär, an dessen Ende ich in die geschilderten Schwierigkeiten geriet, hatte ich mich mit Professor Leinfelder getroffen, einem Humanisten und leidenschaftlichen Anti-Nazi, der im Kultusministerium arbeitete. Der sagte zu mir: »Strauß, es ist Ihre moralische Pflicht, überzulaufen. Sobald es zu einer Feindberührung kommt, müssen Sie überlaufen. Das sind Sie Ihrem Gewissen schuldig.« Meine Antwort: »Herr Professor, das kann ich nicht.« Auch wenn ich in der Armee eines Verbrechers diente – und dafür habe ich Hitler immer gehalten –, war Überlaufen für mich kein Ausweg. Ich habe es als Tragik empfunden, an einem solchen Krieg teilnehmen, andere befehligen, sie in den Kampf und vielleicht in den Tod schicken zu müssen – und gleichzeitig zu wissen, daß Hitler den Krieg nicht gewinnen durfte. Da entsteht eine seelische Belastung, die ich niemandem wünsche. Wer ein fröhlicher Nazi war und fröhlich glaubte, der hatte ein leichteres Leben. Die anderen aber hatten eine unendlich schwere Last zu tragen.

Am 22. Juni 1941 erfolgte der Angriff auf die Sowjetunion. Ich lag ganz vorn an der Front. Immer wieder habe ich auf die Leuchtziffern meiner Wehrmachtuhr geschaut – zwei Stunden, eine Stunde, eine halbe Stunde, eine Viertelstunde, zehn Minuten, fünf Minuten. Wir wußten, daß die Artillerie Punkt 3 Uhr 15 das Feuer eröffnen würde. Noch eine Minute. Mit einem Mal brannte die ganze Front, ein schauriges Bild.

Drei, vier Tage später Alarm. Zwei Geschütze müssen aus der Luftabwehr herausgezogen werden, müssen nach vorn zum Bunkerkampf. Ich bin auch dabei. Es ist ein mörderischer Tag, dieser heiße 26. oder 27. Juni. Es gibt viele Tote. Der Kommandierende General verliert ein Bein. Die Bunker sind dann mit Hilfe der Flak von Sturmpanzern geknackt worden. Die Russen hatten diese massiven Bunker nach 1939 an der neuen russischen Grenze westlich von Lemberg gebaut.

Abends wieder Alarm. Die Russen haben sämtliche verfügbaren Panzerkräfte zusammengezogen, um den deutschen Vormarsch zu stoppen. Zum Glück erfolgt der Hauptangriff an einem anderen Abschnitt. Aber der Alarm gilt auch für uns. Hinter mir geht ein Feldwebel mit einer 5-cm-PAK in Stellung. »Was willst du denn mit deiner 5-cm-PAK hinter mir?« frage ich, »du gehörst doch nach vorne!« Seine Antwort war von eigenartiger Logik: »Wenn Ihr die Russenpanzer nicht abschießen könnt, ich kann das sowieso nicht mit der 5-cm-PAK. Also bleibe ich hinter dir!« Die Russen brachen zum Teil bis zu den Sanitätseinheiten der Gebirgsdivision durch, sind dann aber fast restlos aufgerieben worden. Auf der etwa 50 Kilometer langen Strecke von Przemysl über Tarnopol bis Lemberg habe ich mindestens sechshundert vernichtete russische Panzer gesehen. In der Nacht zum 1. Juli wurde Lemberg eingenommen.

An meine Generation und damit auch an mich wird immer wieder die Frage gerichtet, was wir von den Verbrechen des Nationalsozialismus gehört haben und was wir eventuell wußten von Massentötungen, Konzentrationslagern und anderen Greueln. Man läuft heute Gefahr, verlacht, verhöhnt, verspottet zu werden, aber es bleibt dennoch wahr, wenn ich sage, daß ich von Auschwitz und anderen Vernichtungslagern keine Ahnung hatte. Den Namen Auschwitz

hörte ich 1945 zum ersten Mal. Ich wußte von Dachau und wußte, daß Dachau ein KZ war, in dem Verbrechen begangen wurden. Mehr wußte ich nicht.

Beim deutschen Einmarsch in Lemberg wurde ich jedoch Zeuge eines doppelten Kriegsverbrechens, eines Kriegsverbrechens der Russen und eines Kriegsverbrechens der SS, das in der Hauptsache von ukrainischer Miliz ausgeführt wurde. Ende Juni hatten sich Teile der Bevölkerung von Lemberg gegen die Russen erhoben, woraufhin die russische Geheimpolizei GPU eine große Säuberungsaktion durchführte. Sie hat noch ermordet, was sie ermorden konnte. Ich fahre mit dem Batterieoffizier Leutnant Wenck nach Lemberg hinein, ich am Steuer, Wenck, im Frankreichfeldzug mit dem EK1 ausgezeichnet, neben mir. Brandgeruch und Leichengestank liegen über der Stadt. Vor einem Gefängnis oder einer Kaserne bemerken wir einen ungeheuren Auflauf. Die Russen haben Hunderte von Gefangenen auf bestialische Weise umgebracht. Tot oder halbtot haben sie ihre Opfer in die Kasematten geworfen, mit Benzin übergossen und angezündet. Als wir dazustoßen, werden gerade die ersten Leichen herausgeholt – bis zur Unkenntlichkeit verbranntes menschliches Fleisch. Die Toten werden auf dem Hof in Reihen gelegt, die Angehörigen werden hereingelassen, um ihre Angehörigen zu identifizieren. Die Szenen sind unbeschreiblich. Immer wieder tritt aus den Wolken eines bestialischen Gestanks eine Polin, eine Ukrainerin auf mich zu, packt mich, weint und schreit, zeigt Fotografien von Mann oder Sohn. Auf einmal sehe ich, wie neben mir Leutnant Wenck umfällt, ein tapferer und kriegserfahrener Offizier. Ich habe ihn aufgehoben und weggetragen.

Wenige Tage später – wir liegen noch in der gleichen Stellung, neben uns ein größeres Waldstück – krachen ununterbrochen Feuerstöße aus einer Maschinenpistole. Wir machen uns auf, wollen sehen, was los ist im Wald. Hinter den Bäumen eine Szene des Schreckens: Zusammengetriebene Juden, kommunistische Funktionäre, unschuldige Menschen mußten mit dem Spaten eine Grube ausheben, vielleicht 50 Meter in der Länge und zwei in der Breite. Die Gefangenen standen da zu vielen Hunderten, vielleicht auch Tausenden – die Erschießungen erstreckten sich über mehrere Tage. Sie mußten sich

hinknien vor der Grube, dann ging ein junger SS-Mann, vielleicht 18 Jahre und stern-hagelblau, mit der Maschinenpistole von Kopf zu Kopf, drückte ab, die Toten fielen in die Grube. War eine Lage voll, wurde Erde daraufgeworfen, das Morden ging weiter. Ein ukrainischer Bauer, der das Geschehen beobachtet hatte und dabei entdeckt worden war, wurde gleich mit erschossen, damit es keinen Zeugen gab. Zum Batteriechef, Oberleutnant Jakob, dem ich später in Frankreich als Kommandeur einer Flakabteilung wieder begegnet bin, sagte ich an diesem Abend: »Lieber als auf die russischen Flugzeuge tat' ich auf die SS-Bande schießen.« Seine Antwort: »Strauß, ich auch«.

Von da an hielt ich alles, was zu hören war, auch für möglich. Das ging bei mir so weit, daß ich Katyn, wo die Russen über 4000 polnische Offiziere erschossen, zunächst für ein Naziverbrechen hielt. Die SS-Einsatzgruppen haben die polnischen Offiziere ermordet und schieben das jetzt, typisch Goebbelsscher Propagandaschwindel, den Russen in die Schuhe – davon war ich 1943 überzeugt. Erst nach dem Krieg, als das ganze Ausmaß der Nazigreuel bekannt wurde, erkannte ich, daß meine Vermutung falsch, daß Katyn tatsächlich ein russisches Verbrechen war.

Als ich im Sommer 1941 bei unserem schnellen Vormarsch in der Ukraine einmal aus irgendeinem Grund zurückgeschickt wurde, bin ich durch mehrere Dörfer gefahren und sah dort eine eingeschüchterte, völlig verstörte Bevölkerung. Frauen weinten. Ein Einsatzkommando der Einsatzgruppe D (Ohlendorf) hatte alle Männer in den Dörfern erschossen. Ich habe die Tätigkeit dieses Einsatzkommandos zwar nicht mit eigenen Augen gesehen, aber die Spuren, die es hinterließ, waren grausam genug. Hitlers Krieg war ein Vernichtungskrieg.

Anderthalb Jahre später bin ich um Haaresbreite dem Inferno von Stalingrad entronnen. Die Fronterfahrungen, die ich bis dahin gemacht hatte, führten mich zu einer Gesamtbeurteilung der militärischen Lage, wie sie ähnlich auch von der Militäropposition entwickelt wurde. Am 12. Januar 1943 erreichte mich vor Stalingrad die Abkommandierung zu einem Lehrgang an der Feldflak-Artillerieschule XIII in Stolpmünde zur weiteren Ausbildung als Entfernungsmeß- und Batterieoffizier. Soweit kam es zunächst nicht. Auf der Fahrt in die

schaft veranstaltete eine Versammlung im Auditorium maximum der Universität. Der Hörsaal war überfüllt, die Lautsprecher dröhnten, im Saal gab es laute Beifallskundgebungen für die Redner. Die Versammlung protestierte gegen die ›Verräter‹ und ›Drückeberger‹. Ich stand auf der Empore im Lichthof der Universität und konnte in die offene rückwärtige Tür des Auditoriums hineinsehen. Da kam Franz Strauß in der Uniform eines Leutnants der Flakartillerie. Als er mich erblickte, grüßte er und sagte trocken, indem er auf die tobende Protestversammlung zeigte: ›Die müssen alle weg.‹ Ich sah ihn an und sagte: ›Aber Herr Strauß, dann geht der Krieg verloren.‹ Darauf Strauß: ›Der Krieg ist schon verloren.‹ Er legte die Hand an die Mütze und verschwand mit einem ›Grüß Gott‹. Mir ist die Begegnung lange nachgegangen.«

Nachdem ich meine Erfrierungen ausgeheilt hatte, absolvierte ich von Mitte März bis Mitte Mai den vorgesehenen Lehrgang in Stolpmünde. Die veränderte Kriegslage führte dazu, daß ich danach nicht mehr an die Front abkommandiert wurde. Der massiver werdende Luftkrieg gegen Deutschland erforderte eine verstärkte Luftabwehr. Die Flakverbände des Heeres sollten möglichst rasch vergrößert werden. Ausbildungsoffiziere wurden benötigt. So wurde ich als Ausbildungsoffizier zur Lehrgangsguppe an der Flak-Artillerieschule IV in Altenstadt bei Schongau versetzt.

Während meiner Zeit in Altenstadt – am 1. Juni 1944 erhielt ich meine Beförderung zum Oberleutnant – wurde ich mehrfach abkommandiert, so nach Dänemark, zur Heimatluftverteidigung nach Mülheim an der Ruhr, kurz vor der Invasion nach Frankreich. Die Flak-schule in Altenstadt war eine Einrichtung der Luftwaffe. Das Heer, zu dem ich gehörte, hatte dort eine selbständige Lehrgangsguppe, in der ich zusätzlich zu meiner Tätigkeit als Ausbildungsoffizier auch die Aufgaben des Abteilungsadjutanten und Chefs der Stabsbatterie übernahm. Überdies wurde ich für einige Monate noch mit der Wahrnehmung der Funktion eines »Offiziers für wehrgeistige Führung« betraut. Noch Jahrzehnte später wurde von politischen Gegnern auf der linken Seite immer wieder der freilich völlig untaugliche Versuch unternommen, mich deswegen als Anhänger der national-sozialistischen Ideologie zu diffamieren. Die Wirklichkeit sieht

anders aus. Gerade weil meine eindeutig kritische Einstellung gegenüber dem Hitler-Regime bekannt war, wurde ich in Altenstadt von meinem Kommandeur, Hauptmann Willy Schnieber, bedrängt, diese Aufgabe zu übernehmen: »Strauß, das machen Sie! Wir wollen nicht jemanden kriegen, der nicht zu uns paßt. Wir wollen keinen Weltanschauungsheini.«

Bei den Vorträgen, die ich zu halten hatte, beschränkte ich mich, ähnlich wie schon bei meinen Referaten vor dem NSKK, auf Themen der Geschichte, durchaus im Sinne der Richtlinien, die noch manche Freiheit ließen, wenn man sie geschickt interpretierte. Ich sprach über den Siebenjährigen Krieg, über die Kriege von 1866 und 1870/71, auch über den Ersten Weltkrieg. Hierüber allerdings so, daß es für mich keineswegs ohne Risiko war. Nach einem meiner Vorträge kam ein Lehrgangsteilnehmer, ein Hauptmann, auf mich zu: »Ich habe Ihren Vortrag mit großer Aufmerksamkeit verfolgt, besonders Ihre Darstellung der Gründe für die Niederlage des Deutschen Reiches im Ersten Weltkrieg. Sie haben sich nicht zum Zweiten Weltkrieg geäußert. Wer aber zu denken vermag, der muß annehmen, daß Sie den Zweiten Weltkrieg ebenso für verloren halten. Ich gebe Ihnen als älterer Kamerad den guten Rat, vorsichtiger zu werden, denn alles, was Sie als Ursachen für den Verlust des Ersten Weltkrieges angeführt haben, kann man auch als Ursachen für den Verlust des Zweiten Weltkrieges ansehen.« Genauso war es auch gemeint. Dennoch wies ich den Hauptmann, obwohl er offensichtlich mit meinem Urteil übereinstimmte, daraufhin, daß dies seine eigene Schlußfolgerung aus meinen historischen Überlegungen sei. Wenn nach dem Krieg mit zunehmendem Abstand immer leichtfertiger über das Verhalten der Kriegsgeneration geurteilt wurde und wird, so muß daran erinnert werden, daß jeder, der damals den Krieg für verloren erklärte, im Falle einer Anzeige ohne weiteres mit seiner Hinrichtung zu rechnen hatte.

Vor Jahren schon habe ich mich, wieder einmal rufmörderischen Angriffen ausgesetzt, zu meiner Zeit in Schongau geäußert. Zusammenfassend urteilte ich über meine Tätigkeit als »Offizier für wehrgeistige Führung«, »daß ich nicht nur nicht nationalsozialistisches Gedankengut verbreitet, sondern verhindert habe, daß ein anderer entsprechende Vorträge hielt, daß gegenüber der Truppe national-

sozialistische Hetzpropaganda getrieben wurde und dabei die offizielle Endsieg-Propaganda, die ich für verbrecherisch gehalten habe, noch zusätzlich in unseren Einheiten verbreitet wurde«.

Mit seinen Hoffnungen und seinen Zweifeln stand man ziemlich allein. In Schongau lernte ich Dr. Franz Hochreiter kennen, der heute als Kieferchirurg in München lebt. Er kam als Oberleutnant von der Ostfront, ausgezeichnet mit dem Deutschen Kreuz in Gold. Ich habe in ihm sofort einen anständigen Kameraden erkannt, mit dem ich, obwohl er anderer Meinung war, offen zu reden wagte. An einem Abend, als alle schon gegangen waren, sind wir noch bei einer Flasche Wein sitzengeblieben. »Herr Kamerad«, sagte Hochreiter, »ich komme von der Ostfront und bin an sich gar nicht gern hier. Weil ich mit meiner Batterie zu viele Russenpanzer abgeschossen habe – bei einem einzigen russischen Angriff 20 Panzer –, wurde ich als Ausbilder in die Heimat abkommandiert. Der Krieg ist überhaupt nicht zu verlieren.« Das war Mitte 1944!

Ich war bestürzt ob solcher Blindheit angesichts der militärischen Gesamtlage: »Herr Hochreiter, wir wollen offen miteinander reden, auch wenn ich mich dabei in Ihre Hand begeben. Ich gratuliere Ihnen zu Ihren Erfolgen, zu Ihrem hohen Orden, aber wie schaut es denn aus? Vor einem Jahr Stalingrad, die Wehrmacht seither dauernd im Rückzug, das Afrika-Korps gescheitert, zunehmende Zerstörung in der Heimat, die materielle Überlegenheit der Amerikaner, die Russen von Tag zu Tag stärker statt schwächer, Italien abgefallen – wie soll da der Krieg gewonnen sein?« Das Gespräch wird an einem zweiten Abend fortgesetzt. Meine Argumente sind auf fruchtbaren Boden gefallen: »Strauß, mir fällt's wie Schuppen von den Augen. Du hast recht.«

Viele waren so geblendet, einerseits von der unablässigen Propaganda, andererseits von den persönlichen Erfolgen, daß sie die Realität nur schwer zu erkennen vermochten. Wenn man auf der Seite der Verlierer steht, kann man hunderttausend Feinde umbringen und tausend Panzer abschießen, und doch ändert das nichts an der Gesamtkonstellation des militärischen Potentials, die einen Sieg nicht mehr zuläßt. Die Tapferkeit der deutschen Soldaten stand für mich immer außer Zweifel. Hochreiter, seit dieser Zeit einer meiner

besten Freunde, sagt oft zu mir: »Du warst der erste, der mir die Augen geöffnet und mir Demokratie beigebracht hat. Wenn du jemanden brauchst, der dir bestätigt, daß du damals, als die Andeutung eines solchen Gedankens ein Todesurteil bedeuten konnte, aus deiner Gesinnung kein Hehl gemacht hast, ich stehe immer zur Verfügung.« Und Hochreiter war Jahrzehnte später dann auch spontan zur Stelle, als in einer Kampagne versucht wurde, mich als Nazi zu diffamieren.

In jene Zeit fällt auch die erste Begegnung mit Dr. Heinrich Lades, der kurz nach dem Krieg gleichzeitig mit mir Referent im Kultusministerium in München war. Ich hatte das Referat Jugend, er das Referat Sport; später sollte Lades für die CSU erfolgreicher Oberbürgermeister von Erlangen werden. Lades war Ordonnanzoffizier beim Wehrbezirkskommando in München in der Schönfeldstraße 7, im Gebäude des ehemaligen bayerischen Kriegsministeriums. Im Juli 1943 kam er nach Schongau. Soziologie und Psychologie des Lebens unter einer Diktatur sind ebenso faszinierend wie makaber. Jede Begegnung mit einem Unbekannten begann damals mit einem vorsichtigen Abtasten. So war es auch mit Lades. Schnell faßte er jedoch Vertrauen zu mir: »Herr Strauß, so wie wir uns unterhalten, sind Sie doch der Meinung, daß der Krieg nicht gewonnen werden kann?«

Was bei einem anderen durchaus eine Fangfrage hätte sein können, war bei Lades ein offenes und ehrliches Wort gegenüber einem Kameraden, den er richtig einschätzte. Von Lades erfuhr ich damals, im Februar 1944, von der Militäropposition gegen Hitler. Er berichtete mir, daß es in Berlin wie im gesamten Reichsgebiet und vor allem an der Front einen Kreis von Offizieren gebe, der ein organisatorisches Netz zur Vorbereitung eines Staatsstreiches aufgebaut habe. Das Militär sollte die Macht übernehmen, eine Übergangsregierung bilden. Das Stichwort »Walküre I« bedeutete demnach: Attentat durchgeführt, »Walküre II«: Zuschlagen auf regionaler und lokaler Ebene. Auf mich wäre, so das Resultat der Gespräche mit Lades, die Aufgabe zugekommen, in unserem Garnisonsbereich »reinen Tisch zu machen«, was nicht Erschießen, sondern Festnahme eifernder Nazis meinte. Lades, mit dem ich bis heute befreundet bin, hat sich gegen Kriegsende der »Freiheitsaktion Bayern« angeschlossen, wurde

deswegen zum Tode verurteilt, konnte aber nicht mehr gefaßt und hingerichtet werden.

Eingeweiht in die Pläne der Militäropposition war auch ein Major Grüneberg, Dozent der Volkswirtschaft aus Norddeutschland, der vom »Tatkreis« kam. Grüneberg sprach mich im Februar 1944 an; er wisse, wie ich denke, deshalb lade er mich zu einem vertraulichen Treffen mit einigen Offizieren ein, an dem auch der Kommandeur der Flakschule, Oberst Günther Kretschmann, teilnehme. Wir treffen uns, der Raum ist völlig abgedunkelt und abgedichtet, die Ordonnanzen sind weggeschickt. Der Gast, den Major Grüneberg angekündigt hatte, erscheint. Es ist Hans Zehrer, der führende Kopf des »Tatkreises«, später Chefredakteur der Tageszeitung »Die Welt« und ein enger Freund des Verlegers Axel Springer, ein Mann, dessen Lebensinhalt, mit allen Träumen und Risiken, Deutschland war. Zehrer entwickelte eine umfassende Darstellung der Kriegslage, aus der sich, was mir nicht neu war, die Niederlage als unabwendbar ergab. Er berichtete von Plänen, durch einen Staatsstreich die Fortsetzung des Krieges und den sinnlosen Tod von Hunderttausenden zu verhindern. Zehrer's Analyse stieß in diesem kleinen Kreis von Eingeweihten – zu dem auch Dipl.-Ing. Josef Bader, nach dem Krieg vorübergehend CSU-Bürgermeister in Dießen am Ammersee, gehörte – selbstverständlich auf keinen Widerspruch.

Offensichtlich hatte sich die Einrichtung des »Offiziers für wehrgeistige Führung« nicht bewährt. Sie wurde im Dezember 1943 aufgehoben, statt dessen sollte namentlich bei Ausbildungseinrichtungen ein »Nationalsozialistischer Führungsoffizier (NSFO)« ernannt werden. Mein Kommandeur wollte mich mit den gleichen Argumenten wie zuvor auch für diese Aufgabe gewinnen. Ich lehnte aus drei Gründen ab: Erstens wollte ich mit dem Titel nichts zu tun haben, zweitens schloß diese Funktion die Verbindung zur Partei und zum Sicherheitsdienst (SD) ein, drittens wäre ich gezwungen worden, Kameraden zu denunzieren. Ein Opfer solcher Denunziation wäre ich um ein Haar selbst geworden, und das wenige Tage vor Kriegsende.

Der Kommandeur der Luftwaffenflakschule, der Kommandeur der Heeresflak-Lehrgangsguppe und die jeweiligen Adjutanten –

